Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 8 **Marburg i. H., den 23. Februar** **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Vom Danken. Zweites Stück — Jakob Friedrich Fries — Das Todeslos des Menschen. Wie die Alten darüber dachten — Die Akademiker und die Mission — Gewissensbedenken, hervorgerufen durch den Fall Jatho — Verschiedenes: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (Schiele); Fröhlicher Glaube (Jatho); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vom Danken

Saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater in dem Namen unsres Herrn Jesu Christi. Eph. 5, 20.

Es ist eine Freude, wenn der Dank gerade und stark und aufrichtig emporsteigen kann zu dem heiligen verborgenen Segner.

Aber was sollen die sagen, die, anstatt vorwärts zu kommen, immer nur verloren haben? Es ist Mancher reicher an Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen, als er vor einem Jahre war. Kraft und Gesundheit haben abgenommen, in Geschäft und Haus ist es rückwärts gegangen, auf dem Friedhof des Lebens wölben sich neue Hügel.

„Saget Dank allezeit? — für Alles?"

Im Buche Tobias steht das Wort: „Ich danke Dir, Herr, daß Du mich gezüchtiget hast!" Von da geht eine gerade Linie über Golgatha zu der bedingungslosen großen Forderung: „Saget Dank allezeit für Alles." An solchen Höhen muß es sich zeigen, ob unser Glaube in Worten besteht oder in Kraft, — an dem Wörtchen „Alles" muß es sich zeigen. Es muß wundervoll da oben sein, wo man das sagen kann, — aber wer kommt dort hinauf?

Die Stoiker haben Erstaunliches geleistet in der völligen Seelenruhe, in der großen Gelassenheit und im Ertragen von Leiden aller Art. Man hört es noch heute als das höchste Ideal preisen: „Das Unvermeidliche mit Würde tragen!" Mit Würde — das ist die höchste Leistung der Unerschütterlichen, und wie oft lohnte es sich für uns, bei ihnen in die Schule zu gehen, um da hinauf zu kommen, weil wir das Unvermeidliche sehr unwürdig trugen, — unwürdig unsrer Berufung! Denn wir sind zur Kindschaft berufen.

Das Unvermeidliche mit Dank tragen — das ist das Kennzeichen der Gotteskinder. Mit Staunen hat das versinkende Altertum diese neue Wirklichkeit aufsteigen sehen. Staunend hat man in Philippi die zerschundenen Männer, Paulus und Silas, im Gefängnis Loblieder singen hören, und an so manchem Scheiterhaufen drang durch das Prasseln der Flammen hindurch das Danken der gequälten Christen. Johannes Chrysostomus starb im Elend der Verbannung mit der inneren Herrlichkeit: „Dank sei Gott für Alles!" Luther schrieb das schöne Rezept, daß man sich das Leid wegdanken solle; Tholuck machte sich die schlaflosen Nächte hell mit dem 103. Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!" — und auf Emanuel Geibels Grabstein steht nur ein Hinweis auf diesen Psalm.

Besser als es gelehrte Auseinandersetzung je vermöchte, hat eine Christin nach fünfzehnjähriger Blindheit den Fortschritt von der Stoa zur Gotteskindschaft ausgesprochen, als sie eines Tages bekannte: „Fünf Jahre habe ich gemurrt, fünf Jahre war ich still, fünf Jahre bin ich nun schon am Danken."

In solchem Abendrot des Dankens geht man durch Dunkelheiten hindurch dem immer helleren Lichte der Erlösung entgegen. Nur die hier schon Erlösten sagen Dank allezeit für Alles Gott, dem Vater, — im Namen des Herrn Jesus Christus, der die Verantwortung für dieses Danken trägt. P J

Jakob Friedrich Fries

Die seit einigen Jahren von Göttingen aus zuerst in der Philosophie und bald danach auch in der Theologie ausgegebene Losung: Zurück zu Fries! hat teils schroffe Ablehnung teils freudigen Widerhall gefunden. Auch in der Theologie ist der Streit um das Für und Wider entbrannt. Es fehlt noch etwas die ruhige Würdigung. Da leistet die Christliche Welt der gegenwärtigen Situation vielleicht den besten Dienst, wenn sie eine möglichst objektive Charakteristik der Friesschen Philosophie und der Bestrebungen der von ihr entscheidend beeinflußten alten und neuen theologischen Schule bringt.*)

Jakob Friedrich Fries war ein Kind der größten Zeit, die deutsches Geistesleben bisher gesehen hat: er lebte von 1773 bis 1843. Diese Ziffern besagen genug; und die Brüdergemeine, in deren Schoß er seine ganze Jugendzeit bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahre zubrachte, gab ihm nicht nur eine feine Herzensbildung, sondern befriedigte auch völlig seinen jugendlichen Wissensdurst und Bildungsdrang, indem sie ihm den ganzen Reichtum der antiken wie der neuen Geisteswelt erschloß. So lebte er hier in alter und neuer Kunst, in Mathematik und Naturwissenschaft, in Jacobischen und Schillerschen Idealen, schließlich aber vor allem in der Kantischen Philosophie. Schon damals aber regte sich selbst ihr gegenüber sein kritischer Geist. Nicht lange nachdem dieser ebenso feinfühlige wie scharfsinnige und vielseitig gebildete junge Mann sich von der Heimat losgerissen hatte, weil er sich mit der Herrnhutischen wie mit jeder „positiven" Form des Christentums nicht befreunden konnte, glaubte er als seine Lebensaufgabe den Umbau und die Vollendung des Kantischen Systems, vor allem seiner Religionsphilosophie, sowie den unermüdlichen aber streng wissenschaftlichen Kampf gegen die zur selben Zeit auftauchende dogmatisch-spekulative Philosophie erkannt zu haben. Nach zwölfjähriger Arbeit (1807) erschien sein Hauptwerk, die „Neue Kritik der Vernunft". Seine ganze weitere Lebensarbeit war nur eine Ausführung der hier niedergelegten Grundgedanken. Inzwischen wirkte neben Kant Schiller auf seine Aesthetik und Ethik ein. Außerdem schimmert namentlich in der praktischen Philosophie der Geist der griechischen Antike, in der er z. B. für die Kunst das klassische Zeitalter schlechthin erblickte, deutlich hindurch. Doch in erster Linie wußte er sich immer als denjenigen, der in der Zeit der Romantik wie der „Philosophie des Absoluten" das Panier Kantisch-kritischer Philosophie hochhielt; denn selbst für die funda-

*) Es folgen zwei Artikel: über de Wette und über Otto-Bousset. D H

PACIFIC

mentalen Abweichungen, zu denen er sich gedrungen fühlte, glaubte er den letzten Anhalt in unentwickelten Keimen oder bloßen Inkonsequenzen bei Kant zu finden. Das Urteil darüber, ob oder inwieweit Fries' Philosophie den reinen Geist Kantischer Philosophie bewahrt hat, wird verschieden ausfallen, wie auch die Interpretation Kants und die Beurteilung von Fries' Kritik an Kant nicht einhellig ist.

Der Hauptmangel bei Kant liegt nach Fries darin, daß dieser den anthropologischen Charakter der Vernunftkritik verkannte und infolgedessen die logischen und psychologischen Voraussetzungen, die doch auch er notwendig brauchte, weder genügend fundamentierte noch überall auswirken ließ. Auch habe er das schädliche Vorurteil des Rationalismus von der Alleingültigkeit des Beweises geteilt. Eine Folge hiervon sei dann der weitere Grundfehler Kants gewesen, daß er die „transszendentale Erkenntnis", d. h. die Erkenntnis von der Möglichkeit und Anwendbarkeit der Erkenntnisse a priori, selbst für eine apriorische Erkenntnis gehalten habe, während sie eine „empirisch-psychologische" sei. Schließlich habe er weder den Rechtsgrund der Erkenntnisse a priori noch die Ursache unseres spekulativen Unvermögens aufgedeckt. So fehle es trotz der strengen systematischen Form dem Ganzen an innerer Haltung und Einheit; theoretische und praktische Vernunft seien infolge des schwankenden Charakters der Ideenlehre zu schroff getrennt und die Kritik der Urteilskraft mit ihren Untersuchungen gerade des Lebendigsten in unserem Geiste gleichsam nur eine unerwartete Zugabe. Hätte Kant sich nur die Frage nach dem unmittelbaren Quell philosophischer Gewißheit vorgelegt, so hätte er einen ganz neuen Mittelpunkt seiner Lehre finden müssen.

Von diesen und ähnlichen Erwägungen aus kommt Fries zu folgenden Grundvoraussetzungen, auf denen sich sein System aufbaut:

1. Die menschliche Vernunft muß trotz ihrer mehrfachen, sehr verschieden gerichteten Tätigkeiten von vornherein als Einheit betrachtet werden.

2. Jede menschliche Vernunft hat das Vertrauen zu sich, daß sie der Wahrheit empfänglich und zugänglich sei. Das bedeutet nach Fries: Wir setzen unmittelbar die Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit dem Sein ihrer Gegenstände oder ihre objektive Gültigkeit voraus.

3. Dieser Anspruch auf Wahrheit kommt aber nur den ursprünglichen Aeußerungen der (erkennenden, handelnden und „religiös-ästhetischen") Vernunft zu, doch diesen ohne Ausnahme. Das Wesen der Vernunft ist nämlich Selbsttätigkeit, aber diese ist abhängig von der Erregung durch den Sinn. Die Vernunft, d. h. ihre **unmittelbare Erkenntnis** ist ferner streng zu scheiden von der **mittelbaren Erkenntnis** durch den Verstand oder das Reflexionsvermögen. Die Tätigkeit dieses Reflexionsvermögens besteht einzig darin, die unmittelbaren Erkenntnisse der Vernunft, die uns unmittelbar, aber dunkel nur im Wahrheitsgefühl zum Bewußtsein kommen, durch den Begriff zum mittelbaren, aber klaren Bewußtsein zu erheben. [Durch diesen Unterschied von „unmittelbar" und „mittelbar" will Fries eine auch für das Leben sehr wichtige Tatsache beleuchten: Im gewöhnlichen Leben urteilt und handelt der Mensch meistens nach dem **unmittelbaren** Gefühl; das Bereich des mittelbaren Verstandes dagegen ist die Wissenschaft und überhaupt die nachträgliche Ueberlegung.] Gefühl wie Verstand sind dem Irrtum ausgesetzt, nur die unmittelbare Erkenntnis selbst ist völlig irrtumslos. Diese unmittelbare Erkenntnis ist der **Mittelpunkt**, den Fries bei Kant vermißte.

4. Als Aufgabe der Philosophie ergibt sich demnach die Aufsuchung und Ableitung aller apriorischen Erkenntnisse aus dem Wesen der Vernunft; sie ist möglich nur durch Selbstbeobachtung; die Methode ist also eine philosophisch-anthropologische. Nur die **Aufsuchung** ist in ihrem ersten Stadium rein empirisch-psychologisch, die Aufstellung der Theorien ist schon ein Geschäft der Spekulation. Die eigentlich erkenntnis-kritische Aufgabe ist erst die „subjektive" **Ableitung** aller ursprünglichen Erkenntnisse; denn sie hat deren Rechtfertigung zu leisten.

5. Da die Erkenntnis die Grundlage des geistigen Lebens überhaupt ist, ist die Kritik der Vernunft zunächst eine Kritik der reinen Erkenntnis und werden ihre **Grundverhältnisse irgendwie mitbestimmend für alle andern Tätigkeiten der Vernunft.** [So lassen sich z. B. alle Grundverhältnisse in der Vernunft nach Analogie des Verhältnisses der drei Formen im formal-logischen Schluß betrachten.]

Auf diese Punkte wird sich die philosophische Auseinandersetzung mit Fries zu konzentrieren haben.

Sehen wir uns die Grundergebnisse von Fries' Kritik der Erkenntnis (ihrem Gehalte nach) etwas näher an. Das oberste Verhältnis in der Erkenntnis ist folgendes. Die Grundform für alle Erkenntnis ist das **Gesetz der notwendigen Einheit.** Die Erfüllung dieser Form, welche die Urteilskraft vollzieht, liefern alle Gehaltsbestimmungen, sowohl die unmittelbar in der Vernunft selbst entspringenden, die Erkenntnisse a priori wie die unzähligen empirischen, die Sinnesanschauungen einzelner Gegenstände. Die erfüllte Form macht dann das Ganze unserer Erkenntnis und damit aller Vernunfttätigkeit überhaupt aus. Denn gemäß der herrschenden Stellung der Erkenntnis in der Vernunft wird ihr oberstes Verhältnis zum Einigungsband für alle Prinzipien a priori der Vernunft überhaupt. Mittelst seiner Methode gewinnt nämlich Fries drei verschiedene Gebiete von apriorischen Prinzipien, die alle in irgendwelcher Beziehung zu diesem Grundverhältnis stehen. Sie gehören entweder direkt unter die Idee des **Wahren**, d. i. unter das Gesetz der notwendigen Einheit, oder unter die Idee des **Guten** oder unter die des **Schönen**. Hier haben wir also eine Analogie zu den Kantischen Kritiken. Wo bleibt die Religion? Die Antwort gibt erst die Einzelbetrachtung.

1. Die unmittelbaren Gehaltbestimmungen des Gesetzes der Einheit sind außer den reinen Formen der sinnlichen Anschauung (Raum und Zeit) und dem reinen Ichbewußtsein einmal die **Kategorien**, d. h. die konstitutiven Prinzipien für die Naturwissenschaften — ganz nach Kantischem Muster — und dann die spekulativen **Ideen**, insbesondere die „religiösen" Ideen Ewigkeit, Seele, Freiheit, Gott. Erst hier in der Ideenlehre zeigen sich, und zwar gleich sehr stark, die Folgen der anderen Grundvoraussetzungen. Diese Ideen gewinnt zwar die philosophische Reflexion erst durch Verneinung der Schranken unserer unvollendbaren natürlichen Erkenntnis (d. h. durch Aufhebung der unendlichen Formen von Raum und Zeit) und durch Anwendung des Grundsatzes der Vollendung unserer Erkenntnis zur Einheit auf die Kategorien; aber sie sind trotzdem nicht aus den Kategorien erschlossene Begriffe, sondern **ein ebenso unmittelbarer und ursprünglicher Besitz unserer Vernunft wie diese selbst.**

Der sich nun anscheinend zwischen dieser idealen und der empirisch-natürlichen Erkenntnis ergebende und von Kant aufgedeckte Widerspruch wird gelöst in der Lehre vom „transszendentalen Idealismus". Denn Folgendes ist der echte Sinn dieser Lehre, wodurch sie zur **Grundlehre** der Philosophie überhaupt wird: Die Ursache des genannten Widerspruches ist die Zusammensetzung unserer Erfahrung in Raum und Zeit. Hieraus folgt ja die Unvollendbarkeit und Zufälligkeit unserer Erfahrung. Diese widerspricht dem Grundsatz der Notwendigkeit und Einheit unserer Vernunft. Folglich sind die Vorstellungen von Raum und Zeit eine subjektive Schranke unserer Vernunft und gelten nicht für das Sein der Dinge an sich. Die empirische Erkenntnis hat also objektive Gültigkeit nur in eingeschränktem Sinn. Die Ideen dagegen gehen auf das vollendete Ganze der Dinge. Und da sie zugleich als notwendige und allgemeine Vernunfterkenntnisse erwiesen sind, so gehört ihnen die uneingeschränkte, objektive Gültigkeit, d. h. die transszendentale Realität. Die ideale Erkenntnis geht also auf **das Sein der Dinge an sich**, die empirische nur auf ihre Erscheinung in Raum und Zeit.

So entsteht der Unterschied von **Wissen** und **Glauben**. Beide haben den gleichen Grad von Gewißheit. Aber innerhalb der sinnlichen Erfahrung herrscht allein die Wissenschaft, die Theorie. Diese Forderung wird nicht nur gestellt, sondern auch streng durchgeführt. Andererseits ist der Glaube die (freilich infolge der raumzeitlichen Schranken unserer Vernunft nur) negative Erkenntnis des Ewigen, die aber keine begriffliche Anwendung auf das Endliche zuläßt. Reiner Vernunftglaube und

religiöser Glaube sind also identisch. Durch diese reinliche Scheidung von Glauben und Wissen (wie auch durch seine anthropologische Methode) hat Fries sich immer zahlreiche Anhänger unter den Naturwissenschaftlern erworben; durch seine Ablehnung jeglicher positiven Erkenntnis des Ewigen ferner hat er einmal das „Geheimnis in der Religion“ anerkannt, und zweitens jeglicher dogmatisch-spekulativen Philosophie den Boden entzogen. Zugleich glaubte er hierdurch den Hauptertrag des Kantischen Kritizismus gesichert zu haben, obwohl der Gegensatz zwischen praktischer und theoretischer Vernunft bei ihm schon zu einem Gegensatz innerhalb der theoretischen Vernunft, der Erkenntnis, wird. Ein strittiger Punkt bleiben ferner in erster Linie die Objektivität und der religiöse Charakter der spekulativen Ideen.

2. Nun sind aber nach Fries selbst diese Ideen für sich leer und abstrakt; ihre „Belebung“ empfangen sie erst von der praktischen Vernunft her.

Die Selbstbeobachtung zeigt uns im Menschen einen Grundtrieb in drei verschiedenen Aeußerungen. Als „tierischer“ Trieb gibt er der eigenen augenblicklichen Lebensäußerung nach der Regel der Glückseligkeit, als „menschlicher“ dem ganzen individuellen Leben nach der Regel der Vollkommenheit, als „rein vernünftiger“ dem vernünftigen Leben überhaupt nach der Regel der Pflicht oder des Sittlichguten den Wert. Der letzte Trieb als höchster und reinster bringt uns die höchste Idee der handelnden Vernunft, die Idee des Zweckes an sich. Diese tritt neben das Gesetz der Einheit als zweites gleich ursprüngliches Gesetz unserer Vernunft. Hiermit kommen wir zur zweiten Gruppe apriorischer Vernunftformen. Weil aber handelnde Vernunft nur durch erkennende möglich wird und vermittelst dieser sich erst zeigt, so nimmt dieses praktische Gesetz gleich die Vollständigkeit der spekulativen Vernunft, d. h. die ideale Erkenntnis in Anspruch. Der Glaube erkennt also die Idee des Zweckes an sich als Gesetz für das Dasein der Dinge überhaupt, als objektiven Weltzweck an. Dies ist die ursprüngliche Belebung der spekulativen Idee des Seins an sich durch die praktische Grundidee. Und damit ist die Verbindung zwischen erkennender und handelnder Vernunft hergestellt.

Im Einzelnen ergeben sich aus dieser praktischen Bestimmung der spekulativen Ideen, wodurch diese vor dem Bewußtsein erst eigentlich als religiöse aufgefaßt werden, folgende Ideen oder „Grundsätze“: Würde der Person, Zurechnungsfähigkeit jedes freien Willens, Weltregierung. [Fries gestattet sich hier ziemlich große Freiheit, indem die Bezeichnungen sowohl für die spekulativen wie für die praktisch-religiösen Ideen schwanken.] Wollen wir aber diese ewige Ordnung der Dinge in der Erscheinung, d. h. im menschlichen Leben anerkennen, so können wir dies nur in der Idee der Würde der Person. Und nur die Form dieses idealen Gesetzes ist als kategorischer Imperativ bestimmend für meine Gesinnung, d. h. mein Handeln soll nur bestimmt werden durch die reine Achtung vor dem Gesetz. Fragen wir nun aber: Was soll der Mensch nicht nur der Gesinnung nach, sondern in wirklichen Taten? so zeigt sich die Idee der Würde der Person als ganz ungeeignet für ein Prinzip der Beurteilung. Der negative Charakter der Idee bringt es mit sich, daß sich nur negative und einschränkende Bestimmungen aus ihr gewinnen lassen. Nur die Regel der Vollkommenheit in dem Sinne der inneren Zweckmäßigkeit kommt also für die Ausführung einer Wertgesetzgebung in Betracht. Sie gibt der ganzen Ausbildung des Menschen ihren Wert, den höchsten aber dem sittlichen Charakter. So wird die Ethik zur „praktischen innern Naturlehre“. Wenn Fries also auch den Grundgedanken der Kantischen Ethik festzuhalten sucht, erweitert er den Begriff der Ethik doch sehr wesentlich, indem er zwischen Neigung und Pflicht die reine Liebe oder den Trieb nach Vollkommenheit einsetzt und diesem einen sehr großen Spielraum in der Ethik einräumt.

3. Das dritte Geistesgebiet mit eigenen Prinzipien ist Eigentum der Urteilskraft, die im Friesschen System überhaupt eine große Rolle spielt. So wurzelt in ihrer unmittelbaren Tätigkeit das Wahrheitsgefühl, in dem sich alle apriorischen Prinzipien dunkel ankündigen. Aber ihr eigenstes Gebiet ist die ganz freie Beurteilung der Zusammenstimmung von empirisch Mannigfaltigem zur Einheit, und diese freie Tätigkeit der Urteilskraft ist nichts Anderes als das ästhetische Urteil, das sich in den Gefühlen des Schönen und Erhabenen äußert. Das der Aesthetik eigentümliche Prinzip a priori, das mit dem Kantischen nichts mehr gemein hat, nennt Fries die Ahndung des Ewigen in dem Endlichen.

Was hat ein religiöses Erlebnis mit der Aesthetik zu tun? Die Grundgesetze unserer Vernunft, die Gesetze der Einheit und Zweckmäßigkeit im Wesen der Dinge lassen sich in der höchsten Form nur in der verneinenden Idee aussprechen, und diese gestattet keine Unterordnung in Begriffen. Das Gesetz als solches bleibt aber bestehen; es bleibt also nur die Unterordnung im ästhetischen Gefühl übrig. Folglich werden die ästhetischen Inhalte entweder nur dem Gesetze der Einheit untergeordnet, dann erhalten wir das reine Geschmacksurteil und die spekulative ästhetische Idee; oder es findet auch die Unterordnung unter das Gesetz der objektiven Zweckmäßigkeit statt, so erhalten wir das religiös-ästhetische Urteil und die teleologische ästhetische Idee. Das ist die Ahndung im eigentlichen Sinne: die Auffassung des Ewigen in der Erscheinung vermittelst der Gefühle des Schönen und Erhabenen.

So tritt die Ahndung als dritte eigenartige und gleichberechtigte Ueberzeugungsweise neben Wissen und Glauben, deren Gegensätze sie im Gefühle auflöst. Hier tritt einmal die Aesthetik in Abhängigkeit von der religiösen Erkenntnis, sodann erhält aber die Religion ihre Lebenswärme von dem ästhetischen Gefühl. Es besteht also ein Verhältnis der Wechselwirkung zwischen ihnen.

Wann aber kommt es zu dieser Vereinigung von Religion und Aesthetik, wann wird das Schöne als das in sich Zweckmäßige, als ein Widerschein des vernünftigen Geistes erlebt? Die Antwort lautet: Sobald das nüchterne klare Geschmacksurteil von lebendigem reinen Lustgefühl begleitet ist, sobald das bloß empirische Interesse am Schönen, das Interesse an der Unterhaltung, sich zu einem unmittelbaren Interesse vertieft. Denn dieses lebendige Gefühl und dieses unmittelbare Interesse sind religiös gefärbt. In diesem ästhetischen Erlebnis klingt die religiöse Idee mehr oder minder deutlich an. Und so ergeben sich analog den drei religiösen Ideen die drei religiös-ästhetischen Gefühlsstimmungen der Begeisterung, Ergebung und Andacht. Das ganze Leben in der Natur wird Gegenstand der Ahndung, vor allem aber das geistige Leben der Menschheit. Denn das Ideal des Schönen und des Erhabenen ist das geistig Vollkommene (das in sich Zweckmäßige), das geistig Schöne und Erhabene, zuletzt das Sittliche. Die religiös-ästhetischen Gefühlsstimmungen sollen die Grundstimmungen des inneren Lebens sein und dadurch den Geist der Pflicht beleben. So wird Frömmigkeit zur Tugendpflicht. Die Lehre von der Ahndung krönt also das ganze System: die Ahndung vereinigt im Gefühl alle Widersprüche der Spekulation zur höchsten Harmonie des Lebens.

Fries sah in dieser Bindung bewußter Religion an gefühlsmäßiges Erleben einen bedeutenden Fortschritt über den Kantischen Postulatenglauben. Die ganze Stimmung seiner Zeit, persönliche innere Entwicklung und die Anlage seines Systems nötigten ihn dazu, dieses religiöse Gefühl als ästhetisch bestimmt anzusehen.

Eine direkte Folge seiner Ahndungslehre ist die Lehre von der religiösen Symbolik. Es handelt sich darin um die Grundlage religiösen Gemeinschaftslebens: Die (religiöse) Idee nennt uns ein unaussprechliches Geheimnis und verstattet deshalb eine Anwendung auf die „Erscheinung“ nur im ästhetischen Gefühl. Dieses kann sich aber nicht unmittelbar selbst mitteilen, sondern nur durch das Medium eines ästhetischen Gebildes, eines Bildes oder Symbols, an dem sich dann das Gefühl des Andern wieder belebt. Diese Symbolik zeigt sich in zwei verschiedenen Gestalten: 1. im religiösen Kultus und 2. in der religiösen Dichtung oder Bildersprache, deren reinste Form die sittlichen Anthropomorphismen Gottes sind. So treten alle Arten der Kunst in den Dienst der Religion.

Die Beurteilung des Verhältnisses von Religion und Ge-

schichte, die in Fries' Religionsphilosophie sich kund gibt, deute ich hier nur kurz an: Der religiöse Vernunftglaube oder die wahre natürliche Religion bedarf gar keiner historischen Unterlage, die „positiven", historisch gewordenen Einzelreligionen haben aber ihr Eigentümliches nur in ihrer Symbolik.

Die Stellung der christlichen Theologie zu dieser Philosophie wird davon abhängen, ob sie in der darin gebotenen Charakteristik der Religion wertvolle Ergebnisse auch für das Verständnis des Wesens der christlichen Religion erblickt, ob sie darin Erkenntnisse oder psychologische Beobachtungen findet, die weder in der heutigen Philosophie noch auch in der Theologie gebührend ausgeschöpft sind, und ob sie in der hier geleisteten Begründung der Religion im Zusammenhange des Geisteslebens überhaupt ein wesentliches Hilfsmittel für die Begründung der systematischen Theologie sehen kann oder nicht.

Tatsächlich hat eine Gruppe von Theologen schon zur Zeit unseres Fries selbst in seiner Philosophie den einzig geeigneten Unterbau für die christliche Dogmatik und Ethik gesehen: Es waren die Männer, die sich um Wilhelm Martin Leberecht de Wette scharten, einen der treusten persönlichen Freunde und Schüler von Fries.

Georg Weiß

Das Todeslos des Menschen

Wie die Alten darüber dachten

Mit dem Rätsel des Todes hat sich das Menschengeschlecht beschäftigt, seit es angefangen hat, über sein eigenes Schicksal nachzusinnen. Eine Fülle von religiösen und abergläubischen Gebräuchen aller Völker legt stummes Zeugnis von den Gedanken ab, die in uralten Zeiten primitive Menschen bewegten. Die Totenriten zum Reden zu bringen und die Ideen zu ergründen, aus denen sie hervorgegangen sind, ist eine schwere, oft erfolglos geübte Kunst. Im besten Falle gelingt es, einen dürftigen Einblick in einzelne Vorstellungskreise zu gewinnen, die mit typischer Regelmäßigkeit überall in der Welt wiederkehren. Neben die Bräuche treten, ergänzend und teilweise erklärend, Erzählungen und Dichtungen, die meist jünger, dafür aber eindeutiger sind als jene. Allerdings beleuchten auch sie nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Empfindungsleben des primitiven Menschen; aber sie lassen die Anschauungen und Stimmungen, aus denen sie geboren sind, sicher erkennen. Eine gewisse Eintönigkeit ist freilich auch hier vorhanden und lehrt, daß die menschliche Seele überall in der Welt dieselbe ist. Indessen bewirken einzelne Farbenstriche ein buntes Bild, und die literarische Form hat jedesmal ihren eigenen Reiz.

Vielleicht hat es einmal eine Zeit gegeben, in der man glaubte, dem Tode entrinnen zu können mit Hilfe von Zaubermitteln, sei es des Lebenswassers oder des Schlangenkrautes, deren Existenz man ernsthaft erwog und bejahte. Aber an jene Zeit hat sich keine Erinnerung erhalten. Wo die Menschheit in das Licht der Geschichte tritt, ist sie diesem primitivsten Glauben bereits entwachsen; und auch die Völker, deren Kultur auf niederer Stufe erstarrt ist, kennen das unerbittliche Gesetz des Menschenlebens. So lautet der Schöpfungsreigen, den der Dinka am weißen Nile singt:

> Am Tage, da Dendid alle Dinge schuf, schuf er die Sonne
> Und die Sonne kommt vor, geht nieder, kommt wieder.
> Er schuf den Mond;
> Und der Mond kommt vor, geht nieder, kommt wieder.
> Er schuf die Sterne;
> Und die Sterne kommen vor, gehen nieder, kommen wieder.
> Er schuf den Menschen;
> Und der Mensch kommt vor, geht nieder in den Grund und
> kommt nicht wieder.

Seitdem sucht man die Zaubermittel, die ewiges Leben verleihen, im Jenseits hinter dem Ozean, unter der Erde oder über der Himmelsfeste. Bisweilen bemächtigt sich die theologische Symbolik der uralten Vorstellungen und überträgt sie aus dem zauberhaft-realen ins religiös-allegorische Gebiet: So ist Jesus zum „Brot des Lebens" geworden; wer davon ißt, den wird nimmermehr hungern. Oder zum „Wasser des Lebens"; wer davon trinkt, den wird nimmermehr dürsten. Sehr viel häufiger aber benutzen fabelfrohe Dichter die überlieferten Motive, um das Schicksal ihrer Helden damit zu bereichern.

Innerhalb der Märchen befaßt sich eine Gruppe mit der Frage, wie es möglich sei, dem allgemeinen Los des Sterben-Müssens zu entrinnen. Die Antwort lautet: Wenn man in das Land geht, wo der Tod keine Macht hat! Obwohl der Jüngling stets sein Ziel erreicht, ist doch merkwürdig, wie selbst das Märchen fast überall die pessimistische Ueberzeugung zum Ausdruck bringt, daß es nichts Gewisseres gibt als den Tod. Besonders resigniert ist ein mehrfach bekanntes Märchen, wonach ein reich gewordener Mann ein Land sucht, in dem Niemand stirbt. Als er es gefunden zu haben glaubt, siedelt er sich dort mit seiner Familie an, aber der Schein hat ihn betrogen. Zwar stirbt dort Niemand, wie sonst die Menschen zu sterben pflegen; allein was ist es anders als der Tod, wenn von Zeit zu Zeit ein unsichtbares Wesen jemanden ruft, der ihm folgen muß, er mag wollen oder nicht? Andere Erzähler kennen ein Reich, wo das Leben ohne Tod und die Jugend ohne Alter unbeschränkt regiert. Aber der Märchenheld, der dorthin gelangt ist, gibt das Wohnen an der Stätte der Unsterblichkeit wieder auf, weil die Lust zur Heimkehr in ihm erwacht, sei es durch einen Traum oder durch das Betreten eines ihm verbotenen Tales der Sehnsucht, der Klage oder des Schmerzes. Nun hätte er zwar die abstrakte Möglichkeit, wiederzukommen in das Land, wo Niemand altert noch stirbt und wo die Zeit unmerklich rasch verrinnt; in Wirklichkeit jedoch erfolgt der Abschied meist auf Nimmerwiedersehen. Bisweilen erhält der Jüngling ein Pferd mit dem Bescheid, niemals abzusteigen. Allein irgend ein Hindernis verleitet ihn dazu, diesem Befehl ungehorsam zu sein, sodaß er sterben muß; gewöhnlich ist dies Hindernis vom Tode selbst verursacht, der einen Wagen alter, auf der Suche nach dem Helden abgeschlissener Schuhe mit sich führt und scheinbar hilflos unter dem Wagen liegt. Oder aber der Königssohn findet, nach Hause zurückgekehrt, den völlig zusammengeschrumpften, fast schon zu Grunde gegangenen Tod in einer Truhe sitzen. So rennt er dem direkt in die Arme, dem er entrinnen wollte.

Dieselbe Stimmung beseelt die Paradieseserzählung des Alten Testamentes, die teilweise von dem babylonischen Adapa-Mythos abhängig ist. Die wunderbaren Züge, die das Märchen charakterisieren, treten beinahe völlig zurück; statt dessen ist das Problem sehr viel tiefer gefaßt. Zwar drückt den Verfasser auch das Rätsel des Todes:

> Was unterscheidet
> Götter von Menschen?
> Daß viele Wellen
> Vor jenen wandeln,
> Ein ewiger Strom;
> Uns hebt die Welle,
> Verschlingt die Welle,
> Und wir versinken.

Aber noch mehr quält ihn das Rätsel des Lebens, dessen Widersprüche er nicht zu reimen vermag. Oder ist es kein Widerspruch, daß der Mensch Leben zeugt und Leben schafft und doch selbst sterben und wieder zur Erde zurückkehren muß, aus der er gekommen ist? Das menschliche Leben ist nur eine flüchtige Unterbrechung des Todes: vorher und nachher das schattenhafte Dasein in der Unterwelt, und dazwischen die kurze Spanne des leider nicht immer goldenen Lebens. Oder ist es kein Widerspruch, wenn der Mann, zur Arbeit bestimmt, pflichtfreudig und pflichteifrig zum Spaten oder zum Griffel greift und dann erlahmt von der heißen Sonne des Tages, müde von dem aufreibenden Kampf ums Dasein den Arm sinken läßt und nur die Qual, die Last und den Schweiß der Arbeit empfindet? Oder ist es kein Widerspruch, wenn die Frau immerfort Sehnsucht hat nach dem Manne, der doch ihr Herr ist, wenn sie sich der Frucht ihres Leibes freut und gern Kindern das Dasein schenkt, und es doch nur mit Zittern und unter Schmerzen tut, die allezeit als die furchtbarsten gegolten haben? Oder ist es kein Widerspruch, daß die Schlangen, deren buntschillernde Farben zum Spielen und Tändeln locken, unsere grimmigsten

Gegner sind und hinterlistig uns beißen und töten? Oder ist es kein Widerspruch, wenn das höchste Wissen, das der Mensch erwerben kann, das Geheimwissen der Zauberer, nur gegen den Willen der Gottheit erreichbar, wenn das gottgleiche Wissen zugleich gottfeindlich ist? So ist das menschliche Leben mit seinen Nöten und Qualen, seinem Streben und Sehnen in sich widersinnig und nur aus dem Fluch zu erklären, den einst die Gottheit im Paradiese ausstieß. Kein freundlicher Strahl belebt diese Erzählung von dem unwiederbringlich verlorenen Glück der Urzeit: der Fluch der Gottheit hat dem Manne die Arbeit, der Frau das Gebären, dem Menschen das Leben überhaupt vergällt, und der Rest ist grauer, öder, kalter Tod. Das Leben ist trostlos, aber tausendmal trostloser ist der Tod.

Drum „folge dem frohen Tag und vergiß das Sorgen", so heißt es um 2000 v. Chr. in dem ägyptischen Gedicht vom Lebensmüden.*) Der sehnt sich nach dem Tode und fürchtet sich doch vor ihm, da er von Freunden und Verwandten verlassen ist und Niemanden hat, der für ihn die Totengebräuche vollzieht. So bittet er seine Seele um diesen Liebesdienst. Sie weigert sich und sucht ihm seinen Plan auszureden, indem sie ihm die Freuden des Lebensgenusses und die Schrecken des Todes malt. Aber er bleibt bei seinem Vorhaben und schildert im Gegensatz zum Vorhergehenden den Ekel, den er vor dem Leben empfindet, und die Freude, mit der er dem Tode entgegengeht:

Der Tod steht heute vor mir,
wie wenn ein Kranker gesund wird,
wie wenn man aufsteht vom Krankenlager.

Der Tod steht heute vor mir,
wie der Duft von Myrrhen,
wie wenn man an windigem Tage unter dem Segel sitzt.

Der Tod steht heute vor mir,
wie der Duft von Lotusblumen,
wie wenn man an kühlem Ufer sitzt und zecht.

Der Tod steht heute vor mir,
wie wenn man im Regen geht,
wie wenn man im Kriegsschiff nach Hause zurückkehrt.

Der Tod steht heute vor mir,
wie wenn jemand sein Haus wiedersieht,
der viele Jahre gefangen gewesen.

Diesen lockenden Bildern kann auch die Seele nicht widerstehen. Sie willfährt dem Wunsch des Lebensmüden und ist bereit, die Stätte seines Leibes zu teilen.

Die Klänge, die hier an unser Ohr schlagen, sind eine Ausnahme im Altertum und grade darum von einzigartiger Schönheit. Auf gebahnteren Pfaden schreiten die babylonischen Dichter des Gilgamesch-Epos**) einher, dessen Anfänge bis ins dritte Jahrtausend v. Chr. zurückreichen, dessen Text vollständiger aber aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. überliefert worden ist. Gilgamesch, der König von Uruk, der zu zwei Dritteln ein Gott, zu einem Drittel ein Mensch ist, gewinnt einen Genossen seiner Kämpfe in Engidu. Nachdem Beide mancherlei Abenteuer erlebt, gemeinsam den Zedernberg bestiegen und Chumbaba erschlagen, die Göttin Ischtar verhöhnt und den Himmelsstier getötet haben, wird Engidu in der Blüte der Jahre dahingerafft. Gilgamesch ist erschüttert und vermag das Entsetzliche nicht zu fassen; ihn dünkt der Schlaf ein Tod zu sein. Doch das Auge ist gebrochen, das Herz schlägt nicht mehr; da deckt er den Freund zu wie eine junge Braut. Die Furcht vor dem eigenen Ende treibt ihn, seinen Urahn Utnapischtim aufzusuchen und von ihm womöglich ein Mittel gegen den Tod zu erhalten. Binnen kurzem ist er ans Ende der Welt gelangt, wo Himmel und Unterwelt zusammenstoßen. Dort befindet sich das Tor, wo die Sonne täglich ein- und ausgeht, von einem schrecklichen Skorpionmenschenpaare bewacht, das ihn erst nach

*) Vgl. die Uebersetzung Rankes in den „Altorientalischen Texten und Bildern", herausgegeben von Greßmann. Band 1 S. 195 ff. Ich habe mir erlaubt, den Sinn etwas freier wiederzugeben.

**) Genaueres findet der Leser in dem soeben erscheinenden Buche: „Das Gilgamesch-Epos. Neu übersetzt von Arthur Ungnad und gemeinverständlich erklärt von Hugo Greßmann." (Forschungen Heft 14.) Vgl. besonders § 13: „Die Suche nach dem Leben."

langen Verhandlungen eintreten läßt. Nun wandert der Held vierundzwanzig Stunden lang durch den Bergschacht, immer im Dunkeln, weder vor ihm noch hinter ihm Licht. Endlich erreicht er das Jenseits, den Garten der Götter, dessen Bäume mit Edelsteinen wie sonst mit Früchten behangen sind. Aber er ist noch lange nicht am Ziel. Zunächst stößt er auf ein großes Meer und zwingt die Göttin Sabitu, die am Ufer thront, ihm den weiteren Weg zu zeigen. Sie weist ihn zu dem Schiffer Ur-Schanabi, der allein die Möglichkeit habe, ihn überzusetzen. Beide besteigen das Schiff und legen mit Windeseile einen Weg von anderthalb Monaten in drei Tagen zurück. Die weitere Ueberfahrt wird durch die Wasser des Todes gehemmt, deren reißende Strömung kein Schiff durchläßt. Ur-Schanabi pflegte sonst gewaltige mit Steinen gefüllte Kisten zu versenken, auf denen man hinüberschreiten konnte, aber Gilgamesch hatte diese Kisten in seinem Zorn zertrümmert. Als Ersatz dafür sollten 120 Stangen von je 30 Metern Länge dienen; man wollte sie aneinander binden und als Landungssteg benutzen. Da stellt sich plötzlich heraus, daß die Stangen nicht reichen; die Wasser sind breiter, als der Schiffer geschätzt hatte. Erst als der Mastbaum gefällt wird, langt es, und die Beiden klettern auf der schmalen Hängebrücke über die gefährlichen Todeswasser, deren Berührung den Tod bringt, hinweg. Gilgamesch ist am Ziel, an der Mündung der Ströme, wo Utnapischtim wohnt. Auf seine Bitte um das ewige Leben, erhält er zunächst eine ablehnende Antwort. Aber nachdem der Urahn die Geschichte der Sintflut erzählt hat, deren Held er ist, erklärt er sich bereit, dem Gilgamesch dennoch die Unsterblichkeit zu verschaffen. Bedingung sei, daß dieser sechs Tage und sieben Nächte nicht schlafe. Wer den Tod überwinden will, muß auch die Kraft haben, den Schlaf zu besiegen. Aber Gilgamesch ist zu schwach. Kaum hat er sich hingesetzt, so droht auch schon der Schlaf ihn umzuwehen wie ein Sturm. Der Urahn spottet über die Schwäche des Starken, aber sein Weib ist mitleidiger und will, daß Gilgamesch wach bleibe. Zu diesem Zweck backt sie sieben Brote, die ihm wohl auf zauberhafte Weise helfen sollen. Aber ehe sie noch fertig ist, hat ihn die Erschöpfung übermannt, und weil er geschlafen hat, hat er die Unsterblichkeit verscherzt. Darauf verstößt Utnapischtim den Schiffer und weissagt ihm, daß er nie wieder heimkehren werde, wenn er jetzt den Gilgamesch nach Hause zurückbringe. Als Abschiedsgeschenk erhält der König neue wunderbare Kleider, die bis zu seiner Ankunft in Uruk nicht zerschleißen sollen. Gilgamesch und der Fährmann besteigen das Schiff und fahren ab. Nun, so denkt man, ist jede Hoffnung, das ewige Leben zu erlangen, vorbei. Aber siehe da, welche Ueberraschung! Auf die Bitte des mitleidigen Weibes verrät Utnapischtim das große Geheimnis von dem Lebenskraut, das auf dem tiefsten Meeresgrunde wächst. Sofort bindet sich Gilgamesch schwere Steine an die Füße und läßt sich hinab; er findet die Pflanze und steigt wieder empor. Voller Entzücken macht er sich auf den Heimweg. Unterwegs badet er in einer Grube mit kaltem Wasser. Da naht eine Schlange, von dem Duft der Pflanze angelockt, und nimmt sie weg. Als Gilgamesch nach so kurzer Freude des Besitzes nun doch jede Aussicht auf Unsterblichkeit verloren hat, da bricht er in Tränen und laute Klage aus. Zwar kehrt er unversehrt nach Uruk heim, aber als er in den Palast kommt, fällt er hin und stirbt.

So hat auch Gilgamesch nicht gefunden, was er gesucht hat, und was diesem Zweidrittelgott nicht geglückt ist, das ist auch und erst recht uns Alltagsmenschen versagt. Als die Götter die Menschen schufen, so heißt es in der altbabylonischen Fassung des Epos, da legten sie ihnen den Tod als Patengeschenk in die Wiege, während sie sich selbst das ewige Leben vorbehielten. Darum fülle deinen Leib, Mensch, Tag und Nacht sei vergnügt, täglich mach ein Freudenfest, Tag und Nacht tanze und juble; schau froh das Kind an, das deine Hand erfaßt, und vertreibe dir die Zeit mit deinem Weibe. Und in der jüngeren Fassung heißt es: Das ewige Leben ist nicht den Menschen bestimmt. Hier auf Erden hat nichts Bestand, weder Liebe noch Haß, weder die Freuden der Zeugung noch die Gefahren der Ueberschwemmung. Häuser stürzen ein, Verträge werden gebrochen,

Brüder entzweien sich. Und der Mensch selbst sollte der Vergänglichkeit entzogen sein? Ehe die Seele ans Licht steigt, versammeln sich die Schicksalsgötter und setzen gemeinsam die Lose fest. Da wird über Leben und Tod eines Jeden beschlossen. Des Lebens Tage werden genau bestimmt, des Todes Tage aber werden nicht gezählt. Das Leben währet seine Zeit, der Tod allein ist Ewigkeit.

Es ist kein Kraut wider den Tod gewachsen, oder wenn es ein Lebenskraut gibt, so kann Niemand es finden; denn sein Geheimnis ist zu gut verwahrt; es wächst im Jenseits, am jenseitigen Ufer des jenseitigen Ozeans, auf tiefstem Meeresgrunde. Dorthin mag wohl ein Weltenwanderer wie Gilgamesch dringen, aber dem gewöhnlichen Menschen bleibt nur die Sehnsucht, der Euripides im Liede des Hippolytos*) klassischen Ausdruck verliehen hat:

O wär ich von hinnen,
o daß mich die Schwingen
der Wolken umfingen,
ein Gott mich befiedert
den Scharen der Vögel
des Himmels gesellte!

Dann schwäng ich mich über die wogende Salzflut
zu Adrias Küsten, Eridanos Strudel,
wo Helios Töchter um Phaeton klagen;
es rinnen die Tränen der Mädchen zum Meere,
gerinnen zu gleißendem Bernstein.

Zum Garten der Götter
der Flug mir gelänge,
wo menschlichen Schiffern
der Alte der Tiefe
zu fahren verwehrt,
wo Atlas die Grenzen des Himmels behütet
und Hesperos Töchter die güldenen Aepfel.
Da steht der Palast, wo der König der Götter
die Hochzeit begangen, da sprudelt der Nektar,
da spendet die Erde, die ewge, den Göttern
die Speise des seligen Lebens.

Hugo Greßmann

Die Akademiker und die Mission

1

Der Bericht, den John Mott, der Vorsitzende der Edinburger Missionskonferenz, auf der Studentenkonferenz zu Rochester**) über die studentische Missionsbewegung in Amerika erstattet hat,***) bringt den Mangel einer solchen Bewegung in Deutschland besonders scharf zum Bewußtsein. Ergibt sich aus ihm doch, daß in den letzten vier Jahren, von 1906—1909, 1275 Akademiker auf das Missionsfeld hinausgegangen sind. Freilich sind unter diesen nordamerikanischen Studenten wohl auch solche, die bei uns nicht als Studenten gelten würden. Zu beachten ist ferner, daß mit den nordamerikanischen Studenten nicht bloß die aus den Vereinigten Staaten, sondern auch die aus Kanada gemeint sind. Endlich muß hervorgehoben werden, daß die amerikanischen Missionsgesellschaften nur selten ihre Missionare aus eigenen Missionsanstalten rekrutieren, sondern sie aus den Reihen der Akademiker nehmen. Trotzdem ist es nicht zweifelhaft, daß die deutsche studentische Missionsbewegung mit der nordamerikanischen gar nicht verglichen werden kann. Auf der Hallenser Studentenkonferenz 1909†) wurde berichtet, daß in den Jahren 1905 bis 1909 von Seiten des Studentenbundes für Mission (S. f. M.) 24 Akademiker in die Mission gegangen seien, und es waren gewiß nicht sehr viele außerdem.

Auch wenn man alle Faktoren in Rechnung zieht, bleibt angesichts eines solchen Zahlenunterschieds die sichere Tatsache bestehn, daß der Missionsgedanke in der amerikanischen Studentenwelt eine viel größere Wirkung ausübt als in der deutschen. Dasselbe beweisen auch die von John Mott mitgeteilten Statistiken der Studentenvereine für Missionsstudium in Amerika und der Gaben der amerikanischen Studenten für die Mission.

*) Die Uebersetzung stammt von v. Wilamowitz.

**) Ueber diese J. Richter in dem Aprilheft der Zeitschrift The Student World 1910.

***) The Students of North America in Relation to the Non-Christian World.

†) Freiwillige vor! Vorträge und Bericht von der Vierten Allgemeinen Studenten-Missionskonferenz Halle 16.--20. April 1909.

2

Ist dem aber so, dann ist der Ausgangspunkt von Barths Ausführungen über „Moderne Theologie und Reichsgottesarbeit“ im vorvorigen Jahrgang der Zeitschrift für Theologie und Kirche*) nicht unanfechtbar. Er hielt nämlich die Scheu vor dem Hinausgehen in die Arbeit der äußern Mission für ein Spezifikum moderner Theologen. Aber wenn auch so wenig altgläubige Studenten Deutschlands in die Mission gehn, ist die Frage vielmehr die: Warum sind die deutschen Studenten überhaupt so wenig bereit zum Missionsdienst?

Der Hinweis auf die von Unglauben durchseuchte Sphäre der deutschen Universitäten kann nicht befriedigen; denn dann wäre auch zu erwarten, daß die Arbeit im Dienst des Christentums in der Heimat unter den Akademikern keine Vertreter mehr findet. Dies aber ist doch offenbar in Deutschland so wenig der Fall als in Amerika.

Auch die Unkenntnis der Mission, wenn sie auch, selbst unter den Theologen, groß genug ist, erklärt nicht Alles. Sind doch eine Reihe von akademischen Missionsvereinen vorhanden und die alle vier Jahre tagenden studentischen Missionskonferenzen zu Halle recht gut besucht.

Ebenso wenig wäre gewiß die geringere Unternehmungslust der Deutschen der Grund für ein derartiges Zurückstehn des deutschen Studenten gegenüber dem amerikanischen, wenn er seines Missionsberufes gewiß wäre.

Aber die Gewißheit seines Berufs, in die äußere Mission zu gehn, ists, die dem deutschen Akademiker fehlt. Weniger von Belang sind hierbei die generellen Zweifel an der Berechtigung der äußern Mission. Zwar mag Barths Hinweis auf die Problemstellung der modernen Theologie und Frömmigkeit für einzelne Studentenkreise wirklich eine Erklärung geben; aber bedacht müßte werden, daß diese Problemstellung in gleichem Maße auch den heimatlichen Kirchendienst träfe. Für die christlichen Studenten, die die christliche Predigt in der Heimat für berechtigt halten, steht in der Regel auch die prinzipielle Berechtigung der Heidenmission fest. Zweifelhafter ist ihnen oft die Berechtigung der Heidenmission in der Gegenwart, weil sie eine Konzentration der christlichen Wirksamkeit auf die Heimat für notwendig halten, ohne die der Heidenmission die Grundlage fehle. Manche Studenten werden schon durch diesen Gedanken abgehalten worden sein, an einen Missionsberuf zu denken. Aber in viele Studentenkreise ist doch das Bewußtsein gedrungen, daß äußere Mission ein notwendiges Lebenszeichen des Christentums ist, das der Wirkung desselben in der Heimat nicht entgegensteht, sondern sie im Gegenteil verstärkt, und daß heute, wo eine immer größere Wechselbeziehung zwischen allen Völkern eintritt, auch eine immer größere Durchdringung der Welt mit christlichem Leben notwendig ist. Wohl denken viele mit Recht ähnlich wie Professor Schlatter, der 1908 auf der Freudenstadter Studentenkonferenz drastisch sagte: „Was will denn die Basler Mission anfangen, wenn uns in Württemberg die Kirche versimpelt?“ Aber das hindert sie nicht, an die Notwendigkeit der wechselseitigen Stärkung der Heimats- und Missionskirchen zu glauben.

Wenn dennoch so sehr wenig deutsche Akademiker in die Arbeit der äußern Mission eintreten, so kann es nur liegen an dem Mangel des Bewußtseins, selbst zum Missionsdienst berufen zu sein. Nun aber sind wir deutsche, von Luther beeinflußte Christen gewohnt, den Ruf Gottes zu vernehmen in den Führungen unseres Lebens, und das bedeutet für uns Akademiker, daß wir die uns von Gott gestellten Aufgaben erkennen aus der Ausbildung, die wir erhalten haben. Man mag uns also noch so sehr, wie John Mott es in Halle getan hat, die Dringlichkeit der Missionsaufgaben zeigen: wenn wir uns zu den heimatlichen Aufgaben auf Grund unserer akademischen Bildung besser ausgerüstet sehen, so erlaubt uns unser Gewissen

*) 1909, S. 317 ff.

nicht, in die Heidenmission hinauszugehn. Die Frage ist also die: Ist unsre akademische Bildung so geartet, daß wir für die Aufgaben in der Heidenwelt und in der Heimat uns als gleich gut ausgerüstet ansehn können?

Nun ist aber unstreitig, daß unsere akademische Bildung durchaus auf die Bedürfnisse der Heimat zugeschnitten ist. In der Medizin ist das zum Ausdruck gebracht durch die Einrichtung des Tübinger Instituts für ärztliche Mission. Ebenso sicher ist aber auch in der Jurisprudenz und Staatswissenschaft die Förderung des heimatlichen Rechtslebens und Staatslebens, in der Theologie die Förderung des religiösen Lebens in der Heimat, in der Philosophie, Philologie und Geschichte die Förderung der deutschen Kultur das Ziel. Eine Abzweckung auf Förderung auch der andern Nationen ist nur in der spezifisch wissenschaftlichen Sphäre, nicht in dem praktischen Ziel der Ausbildung zu finden.

Diese Sachlage verkennen die Vertreter einer studentischen Missionsbewegung in Deutschland. Wenn z. B. auf der Hallenser Konferenz 1909 Missionar Simon sagte: „Weichen Sie der Frage: Bin ich wirklich zur Arbeit draußen berufen oder daheim? Ruft mich Gott nicht gerade in die Heimat? nicht aus, suchen Sie sie aber auch nicht gerade auf," so zeigt das, daß er nicht erkannte, daß der Akademiker jene Frage nicht erst aufsuchen muß, daß ihm vielmehr seine Vorbildung sie von selbst stellt. Darum gelingt es den Vertretern der studentischen Missionsbewegung auch nicht, die Stellung des deutschen Studenten richtig zu würdigen. Sie fassen alle akademischen Berufe viel zu technisch auf und verstehen nicht, daß die akademische Ausbildung doch immer nicht zur Anwendung bestimmter allgemeiner Schemata auf irgend eine Kultur, sondern zu einer Bearbeitung der deutschen Kultur erzieht. Deshalb ist ihnen auch die positive Theologie im Ganzen kongenialer, die ein und dasselbe biblische Schema meist als in allen Gebieten verwendbar ansieht.

3

Liegt nun aber die Sache so, daß die gegenwärtige Vorbildung des deutschen Studenten ihn die Missionstätigkeit nicht als seinen Beruf ansehen läßt, dann ist die deutsche studentische Missionsbewegung aussichtslos, solange unsere akademische Bildung nicht loskommt von ihrer engen Bezogenheit auf spezifisch deutsche Lebensfragen. So lange wird es unmöglich sein, unsere akademische Jugend in größerer Anzahl für den Missionsberuf zu gewinnen.

Aber, so fragt man, ist denn das auch notwendig? Einerseits wird man sich berufen auf die große Anzahl von Missionaren aus andern Ländern, die das akademische Element schon genügend in der Mission verträten, und auf unsere deutschen, in Missionsschulen vorgebildeten Missionare, die ja dann die spezielle Vorbildung des Missionars besser besitzen müßten, als unsere Missionare aus akademischen Kreisen. Und andrerseits wird man mit Entrüstung gegen eine Entnationalisierung der akademischen Bildung Deutschlands Front machen.

Der eine Einwand verkennt den Wert gerade unserer deutschen akademischen Bildung auch für die Mission in der Heidenwelt. Sind wir überzeugt, daß unsere deutsche wissenschaftliche Arbeit eine ganz eigenartige Gabe Gottes sei, die ihre besondern Aufgaben hat, so werden wir sie nicht aus der Arbeit der Mission ausschalten wollen. Es wird uns als ein Unrecht erscheinen, wenn die Mission den heidnischen Kulturvölkern das Gut der deutschen Wissenschaft vorenthalten wollte.

Der andre Einwurf aber ist deshalb unberechtigt, weil damit, daß man die deutsche wissenschaftliche Bildung in Stand setzt auch mit fremden Nationen in Verbindung zu treten, man ihr ihre berechtigten nationalen Eigentümlichkeiten nicht nimmt. Im Gegenteil. Gerade das ist zu fordern, daß die deutsche Wissenschaft sich ihrer pädagogischen Aufgabe gegenüber der Welt recht bewußt wird, weil sie damit die nationalen Aufgaben erst recht erfüllt. Erkennt die deutsche akademische Bildung nicht, daß sie nicht bloß das Kulturleben der deutschen Heimat bereichern soll, sondern auch dazu beitragen, daß das Kulturleben fremder Völker mit dem deutschen Reichtum bereichert werde, so hindert sie an ihrem Teil die Durchdringung der durch den allgemeinen Weltverkehr sich langsam herausstellenden Weltkultur mit deutschem Gehalt.

So verlangt denn einerseits die Mission auch nach den Schätzen der deutschen akademischen Bildung, und andrerseits hat diese die Aufgabe, mit ihren Gaben einzuwirken auf die Völker der Welt. Nun wird sie auf die auf derselben Kulturhöhe stehenden Völker einfach einwirken durch die Vermittlung von deren eigenen Denkern; für die auf andrer Kulturstufe stehenden Völker wird sie aber eine solche Vermittlung erst schaffen müssen.

Die deutsche Wissenschaft wird also die Studenten nicht bloß auf ein Wirken in der Heimat, sondern auch auf ein solches unter den einzelnen fremden Nationen vorbereiten müssen, bis diese selbst den Kontakt mit ihr sich erhalten können. Dabei wird auch sie selbst bereichert werden. Denn sie wird selbst tiefer in die Geistesschätze der fremden Nationen eindringen.

Mit welchen Mitteln die deutsche Wissenschaft diese Aufgaben wird erfüllen können, das ist noch eine Frage der Zukunft.*) Für die Gegenwart aber gilt es, die akademische Welt von der Dringlichkeit dieser Aufgaben, die Amerika und England längst erkannt haben,**) zu überzeugen.

Erst wenn diese Vorbedingung erfüllt sein wird, wird auch eine deutsche akademische Missionsbewegung mit größerem Erfolg möglich sein. Diese Erkenntnis ist gewiß im Hinblick auf die besonders günstige Lage, die heute die Mission in der Welt findet, bedauerlich. Aber vielleicht wird durch das langsame Reifen der deutschen akademischen Missionsbewegung eine um so größere Vertiefung derselben erfolgen.

So gilt es denn, um der deutschen Wissenschaft und Kultur wie um der Mission willen, der deutschen Wissenschaft das Gewissen zu schärfen für ihre pädagogische Aufgabe gegenüber der ganzen Welt. August Bill

Gewissensbedenken

hervorgerufen durch den Fall Jatho

Die Erklärung zum Fall Jatho in Nr. 6 dieses Blattes, der ich durchaus beistimme, veranlaßt mich, noch einige weitere Bedenken auszusprechen, oder besser einer quälenden Sorge Ausdruck zu geben, daß in diesem Fall leicht der Sache evangelischer Gewissenhaftigkeit ein unberechenbarer Schade zugefügt werden könnte.

Das Gewissensbedenken bezieht sich weniger auf unsre evangelischen Geistlichen. Auch sie laufen ja Gefahr, wenn erst einmal das neue Spruchkollegium seine Sprüche über die evangelischen Modernisten gefällt haben wird, diese Sprüche zu Gewissensnormen auswachsen zu lassen, kraft deren sie, ohne es zu prüfen, Allem aus dem Wege gehen, was nach Inkorrektheit schmeckt, ähnlich wie die durch den „Antimodernisteneid" gebundene katholische Geistlichkeit fortan vor allem modernen Denken und Leben nur noch krampfhaft die Augen schließen kann.

Das Gewissensbedenken bezieht sich vielmehr auf die dreizehn Männer, die das neue Spruchkollegium bilden werden.

Sie haben zu entscheiden, ob

„ein Geistlicher in seiner amtlichen oder außeramtlichen Lehrtätigkeit mit dem Bekenntnis der Kirche dergestalt in Widerspruch getreten ist, daß seine fernere Wirksamkeit innerhalb der Landeskirche mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes unvereinbar ist."

Oder, wie man den offenbar mangelhaft redigierten Satz richtiger ausdrücken muß: „ob seine Wirksamkeit unvereinbar ist mit dem in der Landeskirche geltenden Grundsatz, daß bei der Lehrverkündigung allein maßgebende Bedeutung habe das in der heiligen Schrift verfaßte und in den Bekenntnissen bezeugte Wort Gottes."

*) Einen Einzelvorschlag macht R. Wilhelm: Chr. W. 1909 Nr. 6 Sp. 126—127.

**) P. Rohrbach: Chr. W. 1909 Nr. 17 Sp. 386 ff.

Die Feststellung dieses Tatbestandes wird bei der heute im Kreise der Denkenden herrschenden Vielsprachigkeit in Bezug auf die Dinge einer höheren und unsichtbaren Welt (— die natürliche Folge des so sehr gesteigerten philosophischen und literarischen Interesses an metaphysischen, transszendenten Dingen —) kaum anders möglich sein, als mittels einer schriftlichen und mündlichen Aussprache des betreffenden Geistlichen über das Innerste seines persönlichen Glaubens. Nur daraus könnte man ja erkennen, inwiefern er das „in der heiligen Schrift verfaßte Wort Gottes“ in seinem eigenen Herzen vernommen und es kraft dieser Aufnahme Andern wieder verkündigt hat.

Die dreizehn Männer des Spruchkollegiums werden also in die Lage kommen, prüfen zu müssen, wie ein Geistlicher in seinem Herzen zu Gott steht. Sie können nicht umhin, seinen Glauben an ihrem Glauben zu messen. Sie können nicht umhin, seinen Gottesbegriff an ihrem Gottesbegriff zu messen, sein Gottesgewissen nach ihrem Gottesgewissen zu beurteilen.

Angenommen, sie besitzen dazu die Gabe der Geisterprüfung, so müssen sie dann weiter, weil es um einen Geistlichen gilt, von dem ein namhafter Teil seiner Gemeinde behauptet, durch ihn im Glauben gefördert zu sein, auch „feststellen“, was es mit diesem Glauben auf sich hat, um zu ermessen, ob diese Zeugnisse zu seinen Gunsten vollgiltige Zeugnisse sind. Soll doch, so wurde es in den Verhandlungen über das Gesetz ausgesprochen, das „Feststellungsverfahren“ sich auf die gesamte öffentliche und private Wirksamkeit des Geistlichen beziehen. Sie müssen hundertfältige Herzenskündiger werden.

Das Urteil aber, das nach diesen Ermittelungen gefällt wird, hat sich zu halten an die vom Gesetz aufgestellte Norm des „in den Bekenntnissen bezeugten und in der heiligen Schrift verfaßten Wortes Gottes.“

Es scheint, als ob man in den öffentlichen Verhandlungen über das Gesetz (— was in den Kommissionsberatungen ausgesprochen ist, weiß man nicht —) diese als Grenzpfahl aufgerichtete Bestimmung gar zu leicht genommen hätte. Man hat es versäumt, vor den Augen des Kirchenvolkes den Schleier zu lüften, mit dem die Wissenden die Schwierigkeiten der theologischen Lage, natürlich nur in pädagogischer Absicht, oft verhüllen. Man hat darum mit den Begriffen „Wort Gottes“, „heilige Schrift“, „Bekenntnisse“ gehandelt, als ob das „eindeutige“ Begriffe wären, gegebene Größen von selbstverständlichem, für Alle gleichem Inhalt, während gerade in der Vielartigkeit der Auffassung dieser Dinge die Schwierigkeit unsres Tages besteht. Die Vieldeutigkeit dieser Begriffe ist es, die eine juristische Verwendung, bei der es sich doch nur um völlig klare „Tatbestände“ handeln kann, unmöglich macht. Die Mitglieder des Spruchkollegiums wissen doch ganz genau, daß das „Wort Gottes“ in der heiligen Schrift nicht so „verfaßt“ ist, daß jedes Wort der Schrift schon ein Wort Gottes wäre, sie wissen, im Gegensatze zu der vom Kirchenvolk naiv angenommenen völligen Unfehlbarkeit der Schrift, daß nicht einmal ihr Text überall urkundlich feststeht. Sie werden also bei dieser Verhandlung für sich festsetzen, was ihrer Meinung nach in der heiligen Schrift das eigentliche „Wort Gottes“ ist, und sie werden, Jeder nach seinem Gutfinden, nach diesen Worten in der Lehrverkündigung des angeklagten Geistlichen suchen. Sie werden, nachdem sie jenes, dazu noch ursprünglich in einer fremden Sprache gesprochene, Wort in die Sprache ihres eigenen Glaubenslebens verwandelt haben, beachten, ob bei jenem Geistlichen dasselbe geschehen ist, und sie werden nicht umhin können die Uebersetzung des Wortes Gottes in die Sprache ihres eigenen gläubigen Gemütes zum Maßstab der Uebersetzung zu machen, die in Geist und Gemüt jenes Geistlichen stattgefunden hat.

Für das Messen des subjektiven Glaubenslebens gibt es nun einmal, da wir keine Röntgenstrahlen zur Durchleuchtung der Gewissen zur Verfügung haben, lediglich subjektive Maßstäbe.

Jene dreizehn Männer wissen natürlich auch genau, wie die Bekenntnisse zustande gekommen sind, daß sie in den Augen ihrer Urheber keineswegs irreformabel waren, daß sie keine Orakelsprüche des heiligen Geistes sind, daß das ihnen zu Grunde liegende Verständnis der heiligen Schrift an vielen Punkten überholt ist; sie wissen auch, daß die „Bekenntnisse“, streng beim Wort genommen, so wie ihre Verfasser sie gemeint haben, lutherisch, calvinisch, melanchthonisch, die größten geistigen Gegensätze hinter sich haben, so daß man nur bei einer entweder oberflächlichen oder umdeutenden Ineinanderschiebung derselben einen sogenannten „Konsensus“ zustande bringen kann. Wenn sich nun Einer bei solchem Widerspruch unter den Bekenntnissen an wesentlichen Punkten auf Grund der heiligen Schrift eine eigene Auffassung bildete, so müßte er unter Umständen allen Bekenntnissen widersprechen, bald diesem, bald jenem. Ich fürchte nicht, daß ihn das Spruchkollegium deshalb verurteilen würde; unterbleibt es aber, so geschieht es im Widerspruch mit dem Gesetz, das man anwenden soll.

Die dreizehn Männer wissen auch, daß diese in erster Linie die überweltlichen göttlichen Dinge betreffenden Bekenntnisse im Geiste ihrer Bekenner untrennbar zusammenhängen mit bestimmten für sie feststehenden Vorstellungen über alle Dinge im Himmel und auf Erden, die wir heute nicht mehr teilen können, und daß dieser Zusammenhang abfärbend einwirkt auch auf das Denken in ihrem Glaubensleben. Sie wissen, daß wir heute zwar wohl im Stande sind, in der Sprache unseres Denkens zu sagen, was die Väter unsrer Kirche sich unter dem, was sie glaubten, damals dachten, aber wie sie heute ihren Glauben denken würden, das können wir nicht wissen. Also können die Glaubenszeugnisse jener nicht als Maßstab an die Glaubenszeugnisse in der Sprache des heutigen Denkens angelegt werden.

Zwischen dem Glauben der Menschen einer jeden Vergangenheit und dem der Gegenwart kann immer nur eine Analogie bestehen, keine wörtliche Kongruenz. Da der lebendige Gott nun einmal nicht gewollt hat, daß sein Wort und seine Offenbarung einer jeden Zeit neu in ihrer Sprache zukomme, sondern sich nur einmal einer Zeit so kundtat, sind die spätern Zeiten daran gewiesen, diese Uebersetzung in die Sprache ihres Denkens stets selbst zu machen. Den Streit zwischen den verschiedenen Uebersetzungen kann aber das Original selbst nicht schlichten.

Der unfehlbare Papst konnte heutzutage den Kampf mit dem Modernismus in Gestalt einer neuen Auslegung des katholischen Dogmas unternehmen, weil in ihm, dem Dogma seiner Kirche nach, der heilige Petrus fortlebt. Aber — man verzeihe diese Bemerkung —, daß in ihnen als den ad hoc berufenen Auslegern weil Anwendern der Bekenntnisse Luther, Melanchthon, Calvin usw. fortlebten, werden die Mitglieder des Spruchkollegiums nicht behaupten. Das Urteil, das sie fällen, wird also ein rein persönliches Privaturteil aus ihrem Glauben heraus über den Glauben eines Andern sein. Daran ändern etwaige „kirchliche Würden“ nichts, die sie der weltlichen Gewalt verdanken, da sie nicht mit einer besonderen Kraft des heiligen Geistes oder einer göttlichen vocatio verbunden sind.

Wollte man aber ihr Urteil hinstellen als das Urteil der „Kirche“, so erlauben wir uns doch zu fragen: welcher „Kirche“?

Der Kirche Christi, von der im Katechismus die Rede ist, die allein „Kirche“ ist, der unsichtbaren Gemeinschaft der Gläubigen, bei der Christus sein will alle Tage bis an der Welt Ende durch seinen heiligen Geist, und die doch in ihren Ursprungstagen am See Genezareth und in Jerusalem nach dem Zeugnis der heiligen Schrift von allen den spätern Glaubensartikeln nicht einen so bekannt hat, wie es in den reformatorischen Büchern steht? Dieser nicht! Sie hatte im Jahr 100 weder ein Neues Testament noch ein Symbol.

Man sagt: der Landeskirche.

Mit Verlaub! Das ist doch keine „Kirche“ im Sinne des Katechismus. Das ist eine öffentlich rechtliche Korporation mit bestimmten kultischen, pädagogischen, regiminellen Befugnissen, eine Finanzgemeinschaft, Selbstverwaltungsgemeinschaft, nicht zum wenigsten mit einer sehr gewissenhaften Bureaukratie, deren Pflicht es ist, den Schatz der evangelischen Glaubenswahrheit nach bestem Wissen zu hüten.

Aber irgend welche göttlichen Prärogativen vor andern Volksgemeinschaften hat sie nicht. Sie ist ein staatlich geord-

netes Stück des evangelischen Volkslebens, und als solches aller Ehren wert. Aber ein geistliches Wesen, wie es die katholische Kirche sein will, ist sie nicht.

Das ist die Last, die diese Kirche auf das Gewissen der Mitglieder des Spruchkollegiums legt: durchaus fehlbare Richter sollen ein Urteil fällen über einen unsicheren „Tatbestand", auf Grund von unzureichenden Zeugnissen nach einer Summe von durch und durch subjektiven Eindrücken. Und das wenn auch nicht im Namen Gottes, so doch im Angesichte Gottes, denn es handelt sich darum, einem Manne sein einst im Auftrage Gottes übertragenes Amt abzusprechen.

Aber wie sollte man denn im Falle der „Beanstandung" eines Geistlichen urteilen?

Man sollte sein eigenes Gewissen darüber urteilen lassen, wie er zum Wort Gottes und den Grundsätzen der evangelischen Kirche steht, und das Gewissen seiner Gemeinde, ob er in wirklich auferbauendem Sinn an ihr gewirkt hat, und danach schiedsrichterlich den etwaigen entbrannten Streit schlichten.

Man sollte sich doch durch die Exzesse eines aufs höchste gespannten Kirchentums in der römischen Praxis warnen lassen! Man sollte es um so genauer nehmen mit der Christlichkeit, wozu es nach Christi Vorbild zweifellos gehört, nicht bloß den neunundneunzig Bekenntnisgerechten zu gefallen, sondern auch dem Einen in die Wüste des öden Weltlebens verirrten „Ungläubigen" nachzugehen, wozu bekanntlich gewisse „modernistische" Prediger ein entschiedenes Geschick haben.

Das größte Verdienst, das sich darum die dreizehn Männer des Spruchkollegiums um die evangelische Sache erwerben könnten, würde das sein, daß sie erklären, dieses Gesetz, um das sie wahrhaftig keine andere evangelische Landeskirche beneidet, anzuwenden sei eine in sich unmögliche Aufgabe.

Pacificus sincerus

Verschiedenes

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch der gemeinverständlichen Darstellung. Unter Mitwirkung von Hermann Gunkel und Otto Scheel herausgegeben von Friedrich Michael Schiele. Band 2, Lieferung 24—40. Tübingen, J. C. B. Mohr.

In regelmäßiger Folge gehen die Lieferungen aus, und schon naht der zweite Riesenband seiner Vollendung. Auch die vorliegenden Hefte enthalten neben einer unübersehbaren Fülle kleiner Artikel über allerlei Wissenswertes einen so großen Schatz bedeutsamer wissenschaftlicher Abhandlungen, wie er in gleicher Weise und mit gleichen Mitteln sonst nirgends geboten wird.

Um mit den kleinsten Dingen zu beginnen, so gedenke ich zunächst des reichen, ja fast überreichen biographischen Stoffes mit seinen wertvollen Literaturangaben. Hier und da vermißte ich wohl einen Namen, so auch den des früheren nassauischen Generalsuperintendenten D. Ernst. Doch will ich auf alle Einzelheiten nicht eingehen und nur einiges Wichtige hervorheben. Döllinger findet durch Anrich eine ausgezeichnete Würdigung, die man nur mit warmer Freude und innerer Ergriffenheit lesen kann. Walther Köhler entwirft ein anziehendes Bild von Friedrich II., dem Uebermenschen und Aufklärer auf dem mittelalterlichen Kaiserthron, und in die religiöse Entwicklung und philosophische Gedankenwelt seines Namensvetters, des Philosophen von Sanssouci, weiß uns Herz geschickt einzuführen. Die für die preußische Landeskirche bis in unsere Zeit hinein bedeutsamsten Hohenzollern Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. finden an Stephan einen ebenso sachkundigen wie maßvollen und gerechten Darsteller. Ersterem gilt das abschließende Urteil: „So ist das Denkmal, das der fromme und überall Gutes wollende König sich mit der Organisation der preußischen Landeskirche gestiftet hat, durch große Schatten verdüstert", und von Letzterem heißt es: „Es war für Staat und Kirche ein Glück, daß seine Regierung früh endete." Ueber Goethes religiöse Entwicklung handelt Max Christlieb in lichtvoller Weise und kommt zu dem Ergebnis, daß in Goethes Stellung zu Religion und Christentum schon die beiden Grundmerkmale des modernen Denkens vollkommen vorhanden sind: die streng wissenschaftliche Naturbetrachtung und die Freiheit gegenüber jeder Ueberlieferung in der Religion, sei sie dogmatischer oder geschichtlicher Art. Dabei bleibt ihm die Bibel das Buch der Bücher, dem er seine ganze sittliche Bildung schuldig ist. Wenn ich dem beipflichte, was Emil Fuchs über Fichte ausführt, so geschieht es mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß von dem Leben dieses Mannes nicht nur eine „Wiedergeburt christlicher Frömmigkeit und des Volkslebens in Deutschland ausging", sondern auch die großen Engländer und Amerikaner, die so befruchtend auf die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Zeit eingewirkt haben, ihr Bestes Fichte verdanken.

Die alttestamentliche und morgenländische Abteilung ist wiederum sehr reichhaltig vertreten. Hier findet man wohl für jede Frage und jeden Namen eine kürzere oder längere, aber immer treffende Auskunft; selbst der „Dornen und Disteln" wird gedacht. Groß und feinsinnig sind Gunkels Abhandlungen über die profane Dichtung im Alten Testament, Elias, Elisa, Estherbuch, Geschichtschreibung, Gottesbegriff. Auch vom rein wissenschaftlichen und literarischen Standpunkt aus bedeutet es höchste Anerkennung des Alten Testaments, wenn Gunkel sein Urteil dahin zusammenfassen kann, „daß die Geschichtschreibung des alten Israels, in der sich eine erstaunliche Objektivität mit bewunderungswürdiger Erzählungskunst verbindet, das höchste Lob verdient. Im ganzen Orient hat sie nicht ihres Gleichen: die trockenen offiziellen Annalen der Aegypter, Babylonier und Assyrer oder die volkstümlichen, märchenhaften ägyptischen Erzählungen sind ihr nicht von ferne zu vergleichen. Die israelitische Kultur stellt sich damit, allein von allen anderen, in der Tat als geistig gleichberechtigt neben die griechische." Von Bertholet nenne ich nur die reichhaltigen Darbietungen in Drache, Eschatologie, Esra, Esras Gesetzgebung, Esra und Nehemia, Familie, Fleisch und Geist, Fremde und Heiden, Geist und Geistesgaben, Geister-Engel-Dämonen, Gerechtigkeit Gottes, Gericht Gottes, Gericht und Gerichtsverfassung, Gnade Gottes. Greßmann bringt neben zahlreichen kleinen Gaben Gediegenes in Ehe und Hochzeit, Farben, Feste und Feiern, Frau, Götzendienst.

Aus dem Neuen Testament hat Jülicher wertvolle Beiträge über Exorzismus, Fleisch und Geist, Bousset über die synoptischen Evangelien, Brückner über Eschatologie, Ewiges Leben, Geist und Geistesgaben, Vischer über Erlösung, Grafe über Glaube, Arnold Meyer über Gnade und Gottesbegriff. Boussets Abhandlung über die synoptische Frage zeigt, daß es der mühsamen Arbeit ganzer Geschlechter gelungen ist, gewisse Richtlinien festzustecken, die für die Forschung immer wieder maßgebend bleiben, während über der großen Masse der Einzelfragen noch der Schleier der Unsicherheit liegt. Dabei hat die kirchliche Ueberlieferung an Wertschätzung gewonnen. Welche Bedeutung die urchristliche Eschatologie für die neuere Forschung gewonnen hat, lehrt Brückners einleitender Satz: „Während die Eschatologie in der neueren Dogmatik nur den Abschluß und Ausklang der Glaubenslehre bildet und vielleicht in der persönlichen Glaubensüberzeugung des modernen Christen eine noch geringere Bedeutung hat als in der ausgebildeten Lehre, ist sie für das Urchristentum das eigentliche Lebenselement, der Hauptinhalt des Glaubens und die Haupttriebkraft des Lebens gewesen."

Kirchen- und Dogmengeschichte sind in zahlreichen Biographien berücksichtigt, und dabei findet auch die katholische Kirche nach allen Seiten hin die eindrucksvollste Beleuchtung. Von größeren Artikeln nenne ich vor allem Krügers Beitrag über Begriff und Aufgabe der Dogmengeschichte, die als die Geistesgeschichte des Christentums, d. i. die Geschichte der begriffsmäßigen Ausprägung seines Offenbarungsinhaltes gefaßt wird. Prächtig und recht zeitgemäß ist Zscharnacks „Frau im Neuen Testament und in der Kirchengeschichte" mit seiner abschließenden Darstellung des Frauenideals der Kirche von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. „Die Kirche ist wie in der Frage des Werts der Frau und der Frauenrechte, so auch in der Umwandlung des Frauenideals in vielem auf halbem Wege stehen geblieben und arbeitet noch daran, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Immerhin zeigen die kirchlichen Frauenverbände in Deutschland und außerhalb, sowie die Arbeit der Kirchlich-sozialen Konferenz und des Evangelisch-sozialen Kongresses, daß man sich der neuen Aufgaben bewußt geworden und daß das alte Ideal schon stark erweitert ist." Liechtenhan gibt uns eine lichtvolle Darstellung des Gnostizismus, und von Paul Drews erwähne ich noch Exorzismus in der Kirchengeschichte.

Zur Ethik schreibt Baumgarten, packend und temperamentvoll wie immer, über doppelte Moral im Katholizismus, im Kultus des Genies und in der Sexualethik. Tiefes und Erschöpfendes bietet Titius in Egoismus, Ethik, Eudämonismus. Was Steffen über Ursprung, Geschichte und Begriff der Ehe und Gottfried Naumann über die verschiedenen Arten von Ehre, den christlichen Ehrbegriff und das Duell sagt, ist überaus lesenswert; nur kommen einem dabei schmerzliche Gedanken, wenn man der Eheirrungen und Schmutzereien gedenkt, wie sie jüngst die Spalten der Tageszeitungen füllten gerade aus den Kreisen, die sich vor anderen als Hüter der Ehre berufen fühlen. Das muß doch ein sonderbarer Ehrbegriff sein. Scheel bietet Gediegenes über den Eid und seine Arten und kommt in seinen prinzipiellen Ausführungen zu dem Ergebnis, daß der Eidzwang angesichts der Volkspsychologie durchaus kein unbedingt verläßliches Mittel ist, die Wahrheit herauszustellen und die Wahrhaftigkeit zu erzielen. Der promissorische Eid ist im großen und ganzen schon heute überflüssig und könnte sehr wohl durch ein einfaches Gelöbnis ersetzt werden. Mulert wird den Bestrebungen der ethischen Kultur und ihrer geistigen Träger gerecht, ohne dem Standpunkt christlicher Sittlichkeit etwas zu vergeben. Was Troeltsch über das Gericht Gottes ausführt, ist wohl kurz, aber enthält fein die sittlichen Grundgedanken dieses Lehrstücks. In der Abhandlung über das Gesetz faßt Troeltsch das Problem der gegenwärtigen christlichen Ethik scharf an, zeigt aber auch zugleich ihre schwierige Aufgabe. Der Hoffmannsche Artikel über das Gewissen hätte etwas näher auf die Geschichte dieses Begriffs eingehen sollen.

Eine Wissenschaft der Dogmatik besitzt nur das Christentum, und das ist ein einzigartiger Vorzug, wie Troeltsch in seinem nicht sehr umfangreichen, aber schwer wiegenden Artikel hierüber feststellt. Bedeutungsvoll ist das offene Zugeständnis, daß zwischen modern-protestantischer Auffassung und konservativem Protestantismus nicht

nur formelle Verschiedenheiten vorhanden sind, sondern auch substantielle Wandlungen des religiös-ethischen Empfindens; das ist ehrlich und deutlich geredet. Den ganzen und echten Troeltsch finden wir dann noch in Erlösung, Eschatologie, Glaube, Gnade Gottes, Gnadenmittel.

Eine Bitte hätte ich an unsere Dogmatiker und Ethiker, daß sie sich in einem Handwörterbuch mit gemeinverständlicher Darstellung noch etwas mehr von der Sprache ihrer Kollegheften befreien möchten. Eck in Gotteskindschaft und Gottvertrauen, Kalweit in Dreieinigkeit, Geist des Menschen, Gottesbegriff, Steinmann in Dualismus zeigen, daß man auch dogmatische Fragen lehrreich und tief und zugleich doch verständlich erörtern kann.

Besonders reichliche Berücksichtigung haben die Fragen der praktischen Theologie und des religiösen Lebens der Gegenwart gefunden. Nur eins fällt mir schmerzlich auf: Angesichts der großartigen und umfassenden Darstellung der katholischen Charitas, die neben diesem Hauptartikel noch in zahllosen kleinen Sachen berücksichtigt wird, nimmt sich die Darstellung der evangelischen Liebestätigkeit geradezu kümmerlich aus, und auch die durchaus ansprechenden Artikel von Helene v. Dungern über Diakonen und Diakonenwesen, Diakonievereine und Diakonissen treten ganz in Schatten gegenüber der Fülle von Licht und Glanz, die auf die katholische Liebesübung ausgegossen wird. Da weiß doch die katholische Charitasbewegung die innere Mission der evangelischen Kirche besser zu würdigen. Ich hoffe im Stillen, daß ein späterer Hauptartikel meine Klage überflüssig macht. Wenn auch die „modernen" Theologen sich den Vorwurf gefallen lassen müssen, daß sie in der Inneren Mission bisher wenig oder gar nichts geleistet haben, so sollten sie doch um so größer sein im liebevollen Verständnis dessen, was anders gerichtete Theologen auf diesem Gebieten vollbracht haben und vollbringen. Als weitere Stichworte nenne ich noch Diaspora, Diskussionsabende, Einfalt, Erbauung, Erleuchtung, Erlöser, Ersatzreligionen (moderne), Evangelisation, Evangelisch als Konfessionsbezeichnung, Evangelische Gesellschaft, Farben (liturgische), Frauenämter, Frauenverbände, Freidenker, Freikirche, Freimaurerei, Friedensbewegung, Gebet, Gebetsheilung, Geduld, Gelassenheit, Gemeinde, Gemeindeorthodoxie, Gemeinschaftschristentum, Germanisierung des Christentums, Gesangbuch, Gottesdienst, Gotteskasten. Besonders hervorgehoben sei Oesers schöne Abhandlung über Dichter und Denker des Auslandes in ihrem Verhältnis zur Religion.

(Schluß folgt) Christian Balzer

Fröhlicher Glaube. Ein Andachtsbüchlein von Carl Jatho. Köln, Paul Neubner 1910. 226 S. 3, gebunden 3,60 Mk.

Jatho hat in diesem Bande hundert Andachten vereinigt, die zunächst in den „Evangelischen Gemeindenachrichten aus Köln" erschienen sind. Jeder, der sich zum „Fall Jatho" ein Urteil bilden will, wird die Sammlung studieren müssen. Die Andachten sind dieselben, die dem Oberkirchenrat vorgelegen haben. Aber ich wünsche dem Buche doch auch Leser, die von dem „Fall Jatho" nichts wissen. Die Wirkung wird eine sehr verschiedene sein; kein Zweifel jedoch, daß es Gemüter gibt, in der evangelischen Gemeinde, denen diese Sprache zur Erquickung dient. R

Kleine Mitteilungen. Vor acht Tagen versagte mir der Raum ein Schlußwort zu unsern Modernisten-Artikeln. Damals drängte mich alles dazu; heut, wo die Wogen des „Falles Jatho" über mir zusammenschlagen, kommt mir mein Vorhaben wie überholt vor, und nur der öffentlich gemachte Vorbehalt zwingt mich. Bei weiterem Nachdenken freilich sage ich mir: wie bald wird der Fall Jatho für unsere Kirche nichts weiter sein als eine Episode; aber wie unabsehbar dauernd mag die Wirkung des Antimodernisteneids die katholische Kirche belasten?

Ich sagte an diesem Orte, Nr. 5, über dem Silvesterbriefe des Papstes an den Kardinal von Köln werde uns für das Hineinempfinden in diese fremde römisch-katholische Welt bald der Athem ausgehen. Da liegt mir am Herzen, heute zu versichern, daß das nicht geschehen wird. Wir werden fortfahren, in der Christlichen Welt dem innern Leben und den innern Motiven in dieser Kirche nachzugehn und ihr Verständnis zu suchen bis zum Aeußersten. Das soll eine Spezialität der Christlichen Welt bleiben. Und ich bin der Arbeit, die Walther Köhler in dieser Hinsicht tut, außerordentlich dankbar. Die Selbstverständlichkeiten des protestantischen Protestes können uns nicht aufhalten; die deutsche Welt hallt davon wider, und sie klingen auch durch unsere Spalten hindurch. Niemand, der nicht böswillig oder von Sinnen ist, wird uns in Gefahr sehen, katholisch zu werden. Aber gerade darum, weil keine Gefahr ist, weil die Kluft zwischen den beiden Konfessionen heute tiefer wird als je, so daß keine Kreuzzeitung, kein Bunke und kein Schiller sie zu überbrücken vermag, gerade darum reizt uns die Aufgabe mehr denn je: positives Verständnis für die Innenwelt des vatikanischen Katholizismus zu haben und zu wecken. Darin wird uns Walther Köhler nicht müde werden, und wer sonst helfen will, bleibt willkommen.

Der Silvesterbrief des Papstes hat sein vollkommenes Gegenstück an dem Hirtenbriefe des Konsistorialpräsidenten von Bezzel in München wider die Modernisten der lutherischen Landeskirche Bayerns: Sorge um die reine Lehre und um das Seelenheil der anvertrauten Schäflein das treibende Motiv dort wie hier. Und der Antimodernisteneid hat ebenso sein Pendant an dem sogenannten Irrlehregesetz der unierten Landeskirche Preußens: ein Mittel, die überhandnehmenden Irrgeister aus der Kirche fernzuhalten, muß es geben! In gewissem Sinne entpuppt sich so unser evangelisches Kirchenwesen immer wieder als eine schwächere Doublette des katholischen, was geschichtlich zu begreifen ist. Und doch gähnt die Kluft zwischen hüben und drüben, und doch gehört Präsident Bezzel zu uns, so gut wie die Väter des Irrlehregesetzes. Freilich um den Preis, daß sein Hirtenbrief geschrieben ist, als wäre er es nicht, und daß das Irrlehregesetz gehandhabt wird, als hätten wir es nicht. Die Macht des protestantischen Prinzips wird über solche Rückläufigkeiten triumphieren. Je mehr die vatikanische Kirche sich in ihren Konsequenzen großartig und furchtbar vollendet, desto sicherer werden auch wir den kontradiktorisch entgegengesetzten Weg finden, der zu unserer Vollendung führt. Zeitweilige Entgleisungen mögen wehtun, bestimmen aber das Fazit der Geschichte nicht.

Daß der Papst mit seinem Modernisteneid für die katholische Kirche nur eine Konsequenz ihrer innersten Struktur gezogen hat, beweist der Erfolg. Ob ein par Professoren nicht schwören, ist seit dem Silvesterbrief völlig gleichgiltig. Indem sie diesen moralischen Vorhalt des Papstes hinnehmen, haben sie alle sich gebeugt. Ein Wieland ist kein Katholik mehr. Die Katholiken haben alle geschworen. Man kann das Grandiose dieser Tatsache sich nicht deutlich genug vorhalten. Und für die, die drinstehen in dieser Kirche, ist es gar nichts Besonderes, sondern selbstverständlich. Ihr Glaube war von je her Vertrauen auf die bessere Einsicht Anderer, Gehorsam gegen die Autorität, auch wo deren Inhalt unverständlich oder unleidlich schien, Treue zur kirchlichen Einheit und Einigkeit. Man schaut gespannt darnach aus: welches wird die nächste Belastungsprobe sein?

Walther Köhler hat zuletzt in voriger Nummer den Staat angerufen. Hierin kann ich ihm nicht folgen. Wir müssen uns klar machen, daß unser heutiger Staat, d. i. in diesem Falle das Königreich Preußen, vollkommen außer stande ist, etwas gegen die geschlossene geistige Macht der katholischen Kirche zu tun. Das bringt teils unsre gegenwärtige parteipolitische Lage mit sich: die Regierung kann nicht sich auf das katholische Zentrum stützen und gleichzeitig der katholischen Kirche irgendwie Fehde ansagen. Aber diese Situation könnte vorübergehen. Dann fehlt doch unserm preußischen Staat, soweit man sehen kann, Idee und Werkzeug für einen neuen Kulturkampf. Das Werkzeug, die Bureaukratie, würde heute so plump zufahren, wie beim letzten Kulturkampf. Und über eine siegreiche Idee vor sich selber, über eine Staatsidee, welche im stande wäre, den Staat zu einem der römischen Kirche ebenbürtigen geistigen Körper zu machen, verfügt unsere regierende Schicht nicht. Eine liberal-demokratische Mehrheit im nächsten Reichstag würde daran wenig ändern. Neue Interessen, neue Männer werden dann auf dem Plane sein — aber zu einer wirklichen Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche wird es nicht reichen. Man sage nicht: Was Frankreich gekonnt hat, oder was Genf gekonnt hat, können auch wir. Nein, das ist eben die Sache: weder unser Staatsvolk, noch unser katholisches Kirchenvolk sind dieselben wie dort. Und mag Pius X. bei seinem Kampf gegen den Modernismus schlechterdings zunächst französische und italienische Erscheinungen im Sinn gehabt haben: die tiefsten Wirkungen tut er doch in den Seelen seiner deutschen Gläubigen. Das Schicksal des römischen Katholizismus wird auf germanischem Boden entschieden (Großbritannien und Nordamerika eingeschlossen), man darf also auch sagen: auf protestantischem Boden; der deutsch-preußische Staat von heute aber ist dieses Schicksalsfeld nicht.

Nun könnte ja etwas wie die Aufhebung der katholisch-theologischen Fakultäten trotzdem unter gewissen Umständen zustandekommen. Aber es würde schwer genug halten und eine halbe Maßregel bleiben. Und ich frage mich immer: Soll und darf man als Protestant und Deutscher das fordern? und komme nach allem Für und Wider stets zu dem Schluß: Trotz Allem sie bestehen lassen! Nicht als Durchschlupflöcher, aber als Luftlöcher. Hier bin ich also mit Walther Köhler nicht einverstanden, wie ich denn auch überzeugt bin, daß sein Appell gar nichts nützt und wirkt. Ja, ich finde ihn auch in diesem Punkte nicht konsequent, indem jenen Kulturfreudigen im Katholizismus durch den Fortbestand der Fakultäten jedenfalls besser gedient bleibt als durch ihre Aufhebung.

Ich bin also mit Herrmann (Sp. 155) der Meinung, daß man die durch den Modernisteneid mehr denn je zusammengeschweißte Kirche mehr denn je sich selbst überlassen muß. Nicht so, daß man sie außer Acht ließe. Dafür ist sie als christliche Kirche ebenso wie als organisierte Macht im Staate für uns viel zu wichtig und interessant. Man soll sie sorgfältig beobachten und studieren, gemeinsam deutsches Wesen, wo man es findet (es wird immer seltener), begrüßen, vor allem aber durch Pflege echter Staatsgesinnung und freier protestantischer Kirchlichkeit dafür sorgen, daß uns ihre große Macht nicht erdrückt.

Von den freien Kulturvereinigungen, die uns dabei ihre Hilfe anbieten, halte ich wenig. Sie leiden vor allem an der einen Grundschwäche, daß sie den Gegner, den sie bekämpfen wollen, unterschätzen. Das gilt auch von der Sozialdemokratie, die als Organisation der katholischen Kirche am ebenbürtigsten ist. Aber auch ihr ist diese Kirche im Grunde ein Geheimnis. Aufklärung allein tuts nicht. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Donnerstag 2. März 8 Uhr Deutscher Kaiser: Naturgesetz und Wunder. Oberlehrer Heidel.

Dresden. Mittwoch 1. März 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2 I. Stock. Oeffentlicher Diskussionsabend: Gottfried Keller über unsern Religionsunterricht. Henseling-Breslau.

Gießen. Montag 27. Februar pünktlich 8 Uhr im Hotel Schütz Bahnhofstr: Die Stellung des Christen zur Welt und ihren Vergnügungen. Oberlehrer Schmoll.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Freitag 10. März 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstraße: Das Irrlehregesetz. Privatdozent Lic. Mulert.

Magdeburg. Freitag 24. Februar ¾4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Vorbesprechung für einen öffentlichen Diskussionsabend: Können wir als moderne Menschen noch an Gott glauben? Pfarrer von Broecker-Halle a. S.

Plauen i. V. Mittwoch 1. März 8 Uhr bei Trömel Oberstock: Die letzten Dinge. Pfarrer Scherzer-Jößnitz.

Thorn. Montag 27. Februar 8½ Uhr Viktoriahotel: Der geschichtliche Jesus, der mythologische Christus, Jesus der Christus. Gymnasialoberlehrer Oswald.

Wernigerode. Donnerstag 2. März 8 Uhr im Hotel Monopol: Zur kirchlichen Reform. Fortsetzung. Pfarrer Wirth.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 7. Provinz Sachsen, 1. Oktober 1909 — 31. Dezember 1910 — Die römische Kirche in Deutschland (Fortsetzung) — Die bayerische Kirchengemeindeordnung (Fortsetzung) — Gustav Adolf-Verein und verwandte Unternehmungen — Aus der Landeskirche des Herzogtums Oldenburg — Verschiedenes: Grundbesitz der russischen Kirche; Johanniterorden; Feuerbestattung; Evangelische Asyl-Konferenz; Klerikale Volkszählung

Heute ist meine liebe Frau

Agnes geb. Breuning

nach langem schweren Leiden sanft entschlafen.

Marburg, den 16. Februar 1911.

Lic. Rudolf Günther

Uns wurde heute ein Sohn

Nicolaus

geboren.

Pastor Fritze und **Frau Katharina**, geb. **Havelaar**

Nordhausen, 18. Februar 1911

Meine Tochter, 23 Jahre alt, 2 Jahre als Erzieherin mit Erfolg tätig, dann 1 Jahr in England, sucht von Ostern ab Stellung als **Erzieherin**, auch im Ausland.

Stralsund **Heyn**, Pastor

Gesucht für ein **17 jähriges kräftiges junges Mädchen**, welches die höhere Töchterschule und einen 1 jährigen Kursus in Wirtschaft und Fröbelunterricht durchgemacht hat, Aufnahme in feiner Familie zu weiterer Betätigung und Ausbildung. Vergütung nicht beansprucht; völliger Familienanschluß Bedingung. Angebote an **Prof. Trenkel, Bernburg.**

Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli **130 A**, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Fr. Rittelmeyer, Nietzsche und die Religion, 2. Aufl. (2.50 Mk. geb.), Der **Pfarrer** 2. Aufl. (2,50 Mk. geb.), **Tolstois** relig. Botschaft (2,70 Mk geb.), **Geyer-Rittelmeyer, Gott und die Seele,** 8. Aufl. (7,50 Mk. geb.) **Leben aus Gott** (7,50 Mk. geb.) empfiehlt **Heinrich Kerler,** Verlags-Conto, **Ulm.**

Gloeckner & Niemann
Akademische Buchhandlung
Halle-S Alte Promenade 7
besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Friedrichshafen am Bodensee
Königl. Paulinenstift
Feines Töchterpensionat
u. Protektorat S. M. des Königs v. Württemberg
Lehrplan d. **Höh. Töchterschule. Besond. Fortbildungskurs** f. Vorgerückte. — **Koch- und Haushaltungsschule** mit fakultat. Beteiligung an sprachl. u. wissenschaftl. Fächern. Musik, Malen etc.
Näheres durch Vorsteherin u. Vorstand.

Hilfsprediger gesucht

Die vakante Stelle des **Ministeriums-Hilfspredigers** in **Bremen** ist baldmöglichst zu besetzen. Die Tätigkeit des Hilfspredigers, der die lic. concionandi aufweisen muß, läßt genügende Zeit zu Nebenbeschäftigung. Das Gehalt beträgt Mk. 2000. Meldungen unter Beifügung der Zeugnisse sind baldigst zu richten an den derz. Direktor **Pastor Groscurth,** Gerhardstr. 12, Bremen.

Pfarrstelle

Die Pfarrstelle, verbunden mit Seemanns Mission, der Deutsch-Evangelischen Gemeinde **Glasgow** (Schottland) wird voraussichtlich Anfang Mai 1911 neu zu besetzen sein.

Bewerber werden gebeten **Abschriften** ihrer Zeugnisse, Lebenslauf, Gehaltsansprüche etc. spätestens bis zum 6. März 1911 einzusenden an die Adresse **C. H. Roemmele** 142 Queen-Street **Glasgow.**

Pfarrstelle

An der evangelischen Gemeinde **Solingen** ist eine Pfarrstelle zu besetzen, bei freier Amtswohnung Anfangsgehalt Mk. 3.600 — vom Ordinationstage an gerechnet, steigend von 3 zu 3 Jahren um Mk. 400 — bis Mk. 6.800 — nach 24 Dienstjahren.

Bewerber, die Amtserfahrung besitzen, werden gebeten, ihre Meldung mit Lebenslauf und beglaubigter Abschrift ihrer Zeugnisse bis 1. April 1911 zu senden an den

Vorsitzenden der Pfarrwahl-Kommission:
Kirchmeister M. Stolzmann.

Reisegesellschaft in Palästina

Wer unter den Lesern und Freunden der „Christlichen Welt" denkt in diesem Frühjahr (16. März ab Triest) auch eine Reise nach Palästina anzutreten und ist in dem Falle bereit, sich mit uns beiden über eine gemeinsame etwas größere Tour von Jerusalem durch das Ostjordanland zur Mekkabahn zu verständigen? Jerusalem, Jericho, Jordan, Es Salt, Dscherasch, Maan, Damaskus?

Paul und Clara Rohrbach

Evangelisch-Sozial
Verlag Arthur Glaue
Berlin W. 8

Nr. 2. Ernst Schultze: In einer amerikanischen Kinderbibliothek — Ernst Lehmann: Soziale Volkserziehung (Schluß) — Jahresversammlung der Evangelisch-sozialen Konferenz für Schleswig-Holstein — Hans Seufert: Jahresversammlung der Evangelisch-sozialen Vereinigung für Baden — W. Schneemelcher: Der deutsche Heimarbeitertag — H. L. Meier: Das deutsche Heer im Dienste der Volkserziehung — Konstitutionelle Fabrik und Sozialdemokratie — Nachrichten

Soeben sind erschienen:

Wege zur Philosophie

Schriften zur Einführung in das philosophische Denken. Nr. 1:

A. Messer, Prof. in Gießen. **Das Problem der Willensfreiheit.** Steif geh. 1,50 M.

Ergänzungsreihe: Einführungen in die Philosophie d. Gegenwart. Nr. 1:

P. Natorp, Prof. in Marburg. **Philosophie.** Ihr Problem und ihre Probleme. **Einführung in den kritischen Idealismus.** Steif geh. 2,40 M.

Die „WzPh". machen einen neuartigen Versuch, durch die wahrhaft pädagogische Erschließung einer Anzahl Begriffe, die von fundamentaler Bedeutung für alles Philosophieren sind, ein wirkliches Verständnis für die philos. Probleme anzubahnen.

Ausführlicher Prospekt kostenfrei.

Das Gilgamesch-Epos. Neu übersetzt von Prof. Dr. **A. Ungnad,** Jena, und **gemeinverständl. erklärt** von Prof. Dr. **H. Greßmann,** Berlin. IV, 232 S. gr. 8⁰. 5 M; geb. 5,80 M.

(Forschungen z. Rel. u. Lit. d. A. u. N. Test., in Verbindung mit Proff. Dr. **H. Ranke** u. Dr. **A. Ungnad** hersg. v. Proff. D. **W. Bousset** u. D. **H. Gunkel,** Heft 14.)

Der Erklärer beabsichtigt vor allem ein Verständnis des vielberufenen Epos selbst, das er an vielen Stellen eigenartig interpretiert, er will die Dichtung und ihre Kunst dem modernen Menschen wieder lebendig machen. Sodann aber bietet Professor Greßmann auch eine Auseinandersetzung mit Jensens Hypothese, mit der Astralmythologie u. dem Panbabylonismus.

Jesu frohe Botschaft im Unterricht Eine Erklärung ntstl. Erzählungen zur Vorbereitg. d. Relig.-Lehrers. **Mit dem 1. Preise** von der Ludwigsstiftung zu Bremen **gekrönte Arbeit.** Von Oberlehrer Dr. **Fr. Meier.**
(Relig.-pädag. Bibliothek, hrsg. v. H. Spanuth, Nr. 6.)

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Hochaktuell

infolge der neuesten Schmähschrift Haeckels „Sandalion":

Im Interesse der Wissenschaft

Haeckels „Fälschungen" und die 46 Zoologen

Von Direktor **W. Teudt**

104 Seiten. Preis 80 Pfg.

Naturwissenschaftlicher Verlag Godesberg

Jeder Interessent, welcher diese unentbehrliche Waffe noch nicht besitzt, sollte sie sich bestellen und für ihre Verbreitung sorgen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Soeben erschien: **Einzelausgaben des Religionsgeschichtlichen Lesebuches.** In Verbindung mit † **W. Grube, K. Geldner** (Marburg) **M. Winternitz** (Prag) und **A. Mez** (Basel) herausgegeben von **A. BERTHOLET** (Basel)
(cplt. 6.60. Geb. 8.—.)

Die Religion der alten Chinesen von † Professor Dr. **W. GRUBE**, Berlin. M. 1.—.

Die Religionen der Inder: Vedismus und Brahmanismus von Prof. Dr. **K. GELDNER,** Marburg. M. 2.—.

Die Religionen der Inder: Der Buddhismus von Professor Dr. **M. WINTERNITZ**, Prag. M. 1.50.

Die zoroastrische Religion (Das Avesta) von Professor Dr. **K. GELDNER,** Marburg. M.—.80.

Von dem Beitrag: **Der Islam. Der Koran** von Prof. D. **A. MEZ** ist eine erweiterte Separatausgabe in Vorbereitung. Außerdem ist eine Erweiterung der mit dem »Religionsgeschichtlichen Lesebuch« begonnenen Sammlung geplant. Unter der Herausgabe von Herrn Prof. D. A. Bertholet werden in zwangloser Folge Textsammlungen zu den übrigen alten Religionen erscheinen.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Für die Passionszeit!

Die Leidensgeschichte Jesu Christi. Zwölf Passionspredigten. Von **D. H. Martensen.** Dritte und vierte (Doppel-)Auflage. 8°. Mk. 2.40, fein geb. Mk. 3.—.

(Des Verf.'s) „Passionspredigten, welche schon in 3. und 4. Doppelauflage vorliegen" — „ein Meister in der Darstellung psychologischer und ethischer Zustände. — Jeder Prediger kann viel aus ihnen lernen—." [Schles. Zeitung.]

DIE BLAUEN BÜCHER des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.

je Eine Mark 80 Pf
in den guten Buchhandlungen gern zur Ansicht!

Verlag: J. C. Hinrichs, Leipzig.

Soeben erschien:
Glaube und Unglaube in der Weltgeschichte. Ein Kommentar zu Augustins „de civitate dei".
Mit einem Exkurs: Fruitio dei, ein Beitrag zur Geschichte der Theologie und der Mystik.
Von
Heinrich Scholz
Privat-Dozent Lic. theol.
(VIII, 244 S.)
M. 5—; geb. M. 6—
Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 375 205 060 M. Vermögensbestand 136 406 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1909: 4 122 833 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten nnd deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

„Die Hilfe"

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, herausgeg. von
D. Friedrich Naumann, M. d. R.

Redaktion für Politik und Volkswirtschaft: Dr. Theodor Heuß, für Literatur und Kunst: Paul Zschorlich. Bezugspreise: durch den Buchhandel vierteljährl. 2,— Mk., durch die Post mit Bestellgeld viertelj. 2,12 Mk., durch den Verlag (direkt in Umschlag) viertelj. 2,40 Mk.

Mitarbeiter der „Hilfe":

Politik und Volkswirtschaft: Lujo Brentano, Richard Charmatz, Wilhelm Cuno, M. d. R., Anton Erkelenz, Jan Fegter, M. d. R., Johannes Fischer, Henriette Fürth, Karl Flesch, M. d. A., Georg Gothein, M. d. R., Hermann Hummel, M. d. L., Otto Mugdan, M. d. R., Fritz Oppenheimer, Heinz Potthoff, M. d. R., Paul Rohrbach, Alice Salomon, Lothar Schücking, Gerhard v. Schulze-Gaevernitz, Wilhelm Struve, M. d. R., Johannes Tews, Georg Wolf, M. d. L., u. a.

Kunst, Kultur und Belletristik: Max Apel, Hans Benzmann, Hans Bethge, Robert Breuer, Helene Christaller, Anna Croissant-Rust, Cäsar Flaischlen, Karl Wilhelm Fritsch, Ferdinand Gregori, Adolf Harnack, Julius Hart, Anselma Heine, Leo Heller, Hermann Heijermans, Friedrich Huch, Hermann Kienzl, Ernst Lissauer, Samuel Lublinski, Joseph August Lux, Max Maurenbrecher, Fritz Philippi, Sophie Reinheimer, Georg Ruseler, Richard Schaukal, Käte Schirmacher, Erich Schlaikjer, Paul Schubring, Gustav Schüler, Felix Freiherr v. Stenglin, Lulu v. Strauß-Torney, Karl Hans Strobl, Arthur Titius, Gottfried Traub, Ernst Troelsch, Hermann Weinheimer u. a.

„Die Hilfe" ist bei einem reichhaltigen und vielseitigen Inhalte, der alle Zweige des menschlichen Geisteslebens berücksichtigt, das billigste und entschieden wertvollste liberale Wochenblatt Deutschlands. Es ist erstaunlich, daß für einen so geringen Bezugspreis ein solcher geistiger Reichtum geboten werden kann. Die stets vornehme Schreibweise des einzigartigen Unternehmens macht die Lektüre auch zum ästhetischen Genuß, das gilt namentlich von den Naumann'schen Beiträgen, das Blatt ist wie kein anderes berufen, das soziale Gewissen des deutschen Volkes zu sein. Dr. R. B.

Verlangen Sie, bitte, ein kostenloses Monatsabonnement
vom
Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Wie diese Palme

das auf der Erde wandelnde Tierreich überragt, so überragen die Pflanzenfette **PALMIN** und **PALMONA** (Pflanzen-Butter-Margarine) die tierischen Fette durch ihre Reinheit und Güte. Das beweist am besten der Umstand, daß Palmin und Palmona tierische Fette in der feinen und bürgerlichen Küche immer mehr verdrängen.
Palmin zum Kochen, Braten und Backen.
Palmona als Brotaufstrich.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine literarische Beilage von der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. B. (Luther von Hartmann Grisar S. J.)